



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

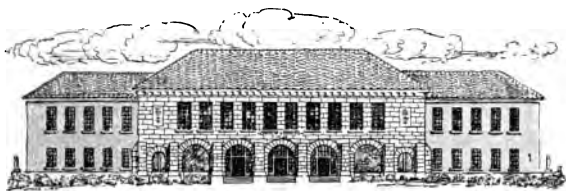
Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

Otto, Emil.  
Key to the Exercises for translating Eng

Stanford University Libraries



3 6105 04926 0040



SCHOOL OF EDUCATION  
LIBRARY

TEXTBOOK COLLECTION

GIFT OF

JAMES O. GRIFFIN



STANFORD UNIVERSITY  
LIBRARIES





*THE JOYNES-OTTO GERMAN COURSE*

---

# KEY

TO THE

## EXERCISES FOR TRANSLATING ENGLISH INTO GERMAN

(ADAPTED FROM THE WRITINGS OF

DR. EMIL OTTO

BY

PROFESSORS RODES MASSIE AND EDWARD S. JOYNES.)

PREPARED BY

G. D. BECK



NEW YORK  
HENRY HOLT AND COMPANY

F. W. CHRISTERN  
BOSTON: CARL SCHENHOF

633703

Copyright, 1880,  
By HENRY HOLT & CO.

---

J. CAMPBELL,  
PRINTER.  
15 Vandewater St., N. Y.

# KEY

TO

## EXERCISES FOR TRANSLATING

### ENGLISH INTO GERMAN.

---

#### 1.

##### **Das kluge Kind.**

Ein Bischof sagte einst zu einem sehr klugen Kinde, „Mein Kind, ich werde dir einen Apfel geben, wenn du mir sagst wo Gott ist.“ Das Kind antwortete: „Und ich werde Ihnen zwei geben wenn Sie mir sagen wo er nicht ist.“

#### 2.

##### **Ächte Höflichkeit.**

Als Präsident Jefferson einmal über die Straße ging, beantwortete er höflich den Gruß eines vorbeigehenden Negers. „Wie?“ sagte ein Kaufmann, der ihn begleitete, „Ihre Excellenz geruhen einen Sklaven zu grüßen?“ „Es würde mir wirklich leid thun“, erwiderte der Präsident, „mich an Höflichkeit durch einen Sklaven übertreffen zu lassen.“

#### 3.

##### **Ariosto.**

Ariosto baute sich ein kleines Haus (Häuschen). Von seinem Freunde befragt, warum er, der in seinem „Orlando“ schöne Pa-



läste beschrieb, sich mit einem so kleinen Häuschen begnügen könnte, erwiderte der philosophische Sänger: „Worte sind billiger, als Steine.“

#### 4.

##### Der junge Napoleon.

Napoleon gab oft in seiner Jugend schon sehr treffende Antworten. Als er zum ersten Mal zum heiligen Abendmahl ging, trug der Erzbischof Bedenken ihm dasselbe zu reichen, weil sein Taufname, Napoleon, nicht im Kalender stehe. „Was?“ sagte Bonaparte schnell, „es gibt eine große Anzahl Heiliger, und das Jahr hat nur dreihundertfünfundsechzig Tage!“ Der Erzbischof, erstaunt über diesen Ausruf, reichte ihm das Abendmahl.

#### 5.

##### Die gute Entschuldigunq.

Als Sheridan einmal auf Besuch bei einem Freunde auf dem Lande war, hatte es sich eine alte Jungfer in den Kopf gesetzt, ihn auf einem Spaziergange zu begleiten. Zuerst schützte er das schlechte Wetter vor. Aber bald nachher ertappte ihn die Dame auf einem Versuch ohne sie zu entweichen. „Aha!“ sagte sie, „ich sehe schon es hat sich aufgeklärt.“ „Ja, in der That“, versetzte er, „es hat sich genug für Einen aufgeklärt, aber nicht genug für Zwei.“

#### 6.

##### Der Reisende und der Schiffer.

Ein Reisender kam an eine Fährre und mietete ein Boot, um ihn überzusetzen. Da das Wasser ein wenig bewegter war, als ihm angenehm war, so fragte er den Schiffer, ob Jemand bei dieser Ueberfahrt verloren worden wäre. „Niemals“, erwiderte der Schiffer, „niemals. Mein Bruder ertrauf hier letzte Woche, aber wir fanden ihn am nächsten Tage wieder.“

## 7.

**Der übertroffene Gelehrte.**

Ein kleines Mädchen kam zu einem Gelehrten welcher sehr beschäftigt war in seinem Studirzimmer, um ihn um etwas Feuer zu bitten. „Aber Sie haben ja nichts“, sagte der Doktor, „um es darin zu tragen“ und während er weggegangen war, um etwas zu diesem Zwecke zu suchen, bückte sich das kleine Mädchen am Kamin, und während sie etwas kalte Asche in die eine Hand nahm, legte sie mit der andern die glühenden Kohlen darauf. Als der Doktor das sah, warf er seine Bücher mit Verwunderung nieder, und rief aus: „Mit aller meiner Gelehrsamkeit würde ich dieses Experiment nicht ausfindig gemacht haben.“

## 8.

**Einsicht.**

„Patrick, du Narr“, rief ein Mann seinem Nachbar zu, „warum schleichst du jenem Kaninchen nach, da doch deine Flinte (or dein Gewehr) kein Schloß hat? — „Stille! stille! mein Lieber, das Kaninchen weiß das nicht.“

## 9.

**Uebertriebene Höflichkeit.**

Die Königin Elisabeth machte einst eine Reise in England, und als sie sich der Stadt Coventry näherte, kam ihr der Bürgermeister mit einer zahlreichen Reitereschaar entgegen. Bei ihrer Rückkehr hatten sie einen breiten Bach zu passiren, und das Pferd des Bürgermeisters, welches durstig war, versuchte mehrere Male zu trinken, aber sein Reiter hinderte es daran. Da die Königin dieses bemerkte, sagte sie zu ihm: „Bitte, Herr Bürgermeister, lassen Sie doch Ihr Pferd trinken.“ Der Bürgermeister, indem er sich sehr demüthig verneigte, erwiederte: „Es würde von meinem unwürdigen Pferde die größte Anmaßung sein, zu trinken, ehe der königliche Hengst Ihrer Majestät seinen Durst gestillt hat.“

## 10.

**Troja.**

Troja war eine berühmte Stadt. Als Priamus König war, kamen die Griechen vor die Stadt. Sie belagerten sie zehn Jahre (lang) ohne Erfolg. Sie konnten sie nicht mit Gewalt nehmen, weil ihre Mauern hoch und breit waren; aber zuletzt wurde sie durch die Kriegslist eines hölzernen Pferdes genommen. Nachdem dieses Pferd mit bewaffneten Männern gefüllt war, wurde es als ein Geschenk für Minerva in die Stadt eingelassen. In der Mitte der Nacht, als Alle schliefen, kamen die bewaffneten Männer aus dem Bauche des Pferdes heraus und verbrannten die Stadt.

## 11.

**Die gefährliche Wunde.**

Ein Wundarzt wurde zu einem Herrn gebracht welcher eine leichte Wunde in einem Duell erhalten hatte. Er befahl seinem Diener mit aller eheblichen Eile nach Hause zu gehen, um ein gewisses Pflaster zu bringen. Der Patient wurde etwas bleich, und sagte: „Ich hoffe es ist keine Gefahr vorhanden.“ „Ja wohl, allerdings ist welche vorhanden“, sagte der Wundarzt, „denn wenn der Bursche nicht eilt, so wird die Wunde heil sein, ehe er wieder hier ankommt.“

## 12.

**Die Römer.**

Romulus baute die Stadt Rom. Die Einwohner wurden Römer genannt (or hießen Römer) und galten für sehr tapfere Männer. Sie liebten ihr Vaterland und kämpften, um es zu vertheidigen. Sie wollten lieber sterben, als ihre Freiheit verlieren. Sie (or diese) war ihnen theurer als das Leben. Sie führten viele Kriege mit den Karthagern, mit wechselndem Erfolg. Zuletzt wurden die Karthager besiegt, und die Stadt Karthago wurde zerstört.

## 13.

**Der Esel und der Wolf.**

Ein Esel hatte das Unglück, einem hungrigen Wolf zu begegnen. „Habe Mitleid mit mir“, sagte das zitternde Thier. „Ich bin ein armes krankes Thier; sieh' was für einen großen Dorn ich mir in den Fuß getreten habe.“

„Wirklich, Du dauerst mich“, erwiderte der Wolf. „Gewissenhaft gesagt (or gesprochen), fühle ich mich gezwungen, Dich von Deinem Elend zu befreien.“

Er hatte kaum gesprochen, als er den bittenden Esel in Stücke zerriß.

## 14.

**Stentor.**

In der griechischen Armee war es gebräuchlich, in jedem Bataillon drei Männer zu haben, um die Befehle der Offiziere den Soldaten mitzutheilen. Von diesen trug einer eine Fahne und ein anderer eine Trompete. Aber in der Verwirrung und dem Lärm der Schlacht, konnte weder ein Signal gesehen, noch eine Trompete gehört werden. Der dritte Mann (welcher für diesen Zweck der stärkste in der Armee war) theilte dann die Befehle mündlich mit. Homer erzählt von einem dieser Männer, Namens Stentor, daß er ebenso laut rief, als fünfzig andere Männer. Daher sagt man, daß ein Mann mit einer gewaltigen Stimme die Stimme Stentors, oder eine Stentorische Stimme besitze.

## 15.

**Fürchterliche Drohung.**

Ein Student der Medizin, da er einen wichtigen Prozeß verloren hatte, brach in die heftigste Sprache gegen seine Richter aus, und sagte es könnte noch mehr als tausend Menschen ihr Leben kosten. Er wurde sogleich festgenommen, wegen dieser fürchterlichen Drohung, und um eine Erklärung gefragt. „Nichts

ist klarer“, sagte er; „da ich um mein ganzes Vermögen gebracht worden bin, bleibt mir keine andere Auskunft übrig als Arzt zu werden.“

## 16.

### Dr. Franklin.

Dr. Franklin hatte in seinen jüngeren Jahren, als er noch Buchdrucker war, eine Veranlassung, von Philadelphia nach Boston zu reisen. Auf seiner Reise kehrte er in einem Wirthshause ein, dessen Wirth die ganze Neugierde seiner Landsleute besaß. Franklin hatte sich kaum zum Abendessen niedergesetzt, als sein Wirth anfang, ihn mit Fragen zu quälen. Da er die Neigung dieser Leute wohl kannte und wohl wissend, daß die Beantwortung einer Frage nur den Weg für zwanzig andere (or für noch 20) bahnen würde, beschloß er, den Wirth sogleich zum Schweigen zu bringen, dadurch, daß er verlangte, seine Frau, Kinder und Diener zu sehen. Als sie herbeigerufen waren, sagte Franklin feierlich: „Meine guten Freunde, ich habe Sie hierher rufen lassen, um Ihnen einen Bericht über mich zu geben: Mein Name ist Benjamin Franklin; ich bin ein Buchdrucker, neunzehn Jahre alt, wohne in Philadelphia und bin im Begriffe nach Boston zu gehen. Ich schicke nach Ihnen allen, damit Sie, wenn Sie weitere Einzelheiten wissen wollten, fragen könnten, und ich Sie darüber belehren, wornach ich hoffe, daß Sie mir erlauben werden, mein Abendessen in Frieden (or Ruhe) zu essen.“

## 17.

### Deban Swift und sein Diener.

Als der verstorbene Deban Swift, von einem Diener begleitet, einst auf einer Reise war, kehrten sie in einem Wirthshaus ein, wo sie die ganze Nacht logirten. Am Morgen rief der Deban nach seinen Stiefeln; der Diener brachte sie sogleich ungeputzt. Als der Deban sie sah, sagte er: „Wie ist das, Tom?“ — „Da Sie im Begriff sind, (weiter) zu reiten, dachte ich, sie würden

balb wieder schmutzig werden.“ — „Sehr gut“, sagte der Dekan, „gehe und mache die Pferde fertig.“

Mittlerweile befahl der Dekan dem Wirth, seinem Diener kein Frühstück zu geben. Als der Diener zurückkam, fragte der Dekan, ob die Pferde fertig wären. „Ja, mein Herr“, erwiderte Tom. — „Dann gehe und führe (or bringe) sie heraus“, sagte der Dekan. „Ich habe mein Frühstück noch nicht gehabt, mein Herr“, „O, das thut Nichts“, sagte der Dekan, „wenn Du gefrühstückt hättest, so würdest Du bald wieder hungrig werden.“ Sie stiegen auf und ritten fort. Als sie ritten, zog der Dekan ein Buch aus der Tasche und fing an zu lesen.

Ein Herr begegnete ihnen, und da er den Dekan lesen sah, wollte er ihn nicht stören, sondern ging vorüber, bis er dem Diener begegnete. „Wer ist jener Herr?“ sagte er zu dem Diener. „Das ist mein Herr.“ „Das weiß ich, Du Dummkopf“, sagte der Herr, „aber wohin geht Ihr?“ — „Wir gehen in den Himmel, mein Herr“, erwiderte Tom. — „Wie kannst Du das wissen?“ fragte der Herr. „Weil ich faste und mein Herr betet.“

## 18.

### Ehrlichkeit.

Als Marschall Turenne einmal des Nachts längs der Brustwehre hinging, wurde er von einer Räuberbande angefallen, welche ihm Alles abnahmen, ausgenommen einen werthvollen Diamanten, welchen sie ihm auf das Versprechen hin ließen ihnen den nächsten Tag hundert Louisd'or zu bezahlen. Im Laufe des Tages hatte einer der Räuber die Frechheit in seine Wohnung zu ihm zu kommen, und mitten in einer großen Gesellschaft, die Erfüllung seines Versprechens von ihm zu verlangen. Turenne ließ ihm das Geld zahlen, und gab ihm Zeit sich aus dem Staube zu machen, ehe er das Abenteuer erzählte. Jedermann schien über ein solches Verfahren erstaunt. „Ein ehrlicher Mann“, sagte er, „sollte nie sein Wort brechen, selbst wenn er es Schurken gegeben hat.“

**19.****Unwissenheit.**

Korsakof, ein Günstling der Kaiserin Catharina, hatte ein hübsches Gesicht und eine höchst zierliche Gestalt, war aber übrigens ganz ohne Kenntnisse. Sobald er an den Hof gerufen wurde, begriff er daß ein Mann wie er natürlich auch eine Bibliothek haben müsse. Er schickte also ohne Verzug zu dem berühmtesten Buchhändler in St. Petersburg, und that ihm kund daß er einige Bücher brauchte, für sein Haus, das die Kaiserin ihm gerade geschenkt hatte. Der Buchhändler fragte ihn welche Sorte Bücher er wünsche. „Das verstehen Sie besser als ich“, antwortete er, „das ist ja Ihr Geschäft; aber es müssen große Bücher unten, und kleine oben sein, wie sie bei der Kaiserin sind.“

**20.****Der Platz beim Feuer.**

Ein Reisender kam an einem sehr kalten Abende in einem Wirthshause an. Alle Plätze um das Feuer herum waren besetzt, und keiner der Gäste machte Miene ihm seinen Platz zu überlassen. Der Reisende rief daher den Hausknecht, und befahl ihm seinem Pferde sechs Duzend Aустern zu geben. „Aустern!“ sagte der Hausknecht, „ein Pferd frisst doch keine Aустern.“ „Thun Sie was ich Ihnen sage“, erwiderte der Reisende, „Sie werden schon sehen.“ Der Hausknecht ging in den Stall um dem Pferde die Aустern zu geben, und alle Gäste verließen ihre Plätze um das Pferd Aустern fressen zu sehen. Indessen nahm der Reisende den besten Platz beim Feuer ein. Bald nachher kam der Hausknecht wieder herein, und sagte das Pferd wolle keine Aустern fressen. „Schon recht“, sagte der Reisende, „so bringen Sie mir die Aустern, und geben Sie dem Pferde eine Meze Hafer.“

## 21.

**Bestrafte Anmaßung.**

Immanuel Kant, der berühmte Königsberger Philosoph, aß eines Tages an dem öffentlichen Tische in einem Wirthshause; ein junger Edelmann aus der Nachbarschaft, der überall mit großer Anmaßung aufzutreten pflegte, saß ihm gegenüber. Die Speisen wurden aufgetragen, darunter auch eine welche besonders den Appetit der Gäste reizte. Der junge Edelmann schien zu glauben daß auf einen solchen Leckerbissen nur sein Gaumen Anspruch hatte; denn er ergriff ohne Weiteres ein Pfefferfaß und schüttete es über die Speise, indem er trocken hinzufügte: „Ich esse diese Speise gern mit Pfeffer.“ Alle übrigen Gäste waren ebenso betroffen wie empört über diese Anmaßung; aber Kant, mit der vollkommensten Ruhe, ergriff seine Schnupftabaksdose, schüttete sie über die Speise, und sagte ganz ebenso trocken: „Und ich esse sie gern mit Schnupftabak!“

## 22.

**Die Schatzgräber.**

„Hört, Kinder!“ sagte ein kranker Mann, welcher viel durch den Weinbau gewann; „in unserm Weinberg liegt ein Schatz; grabt nur danach.“ „An welcher Stelle?“ so fragten Alle; „sage die Stelle.“ „Grabt, grabt!“ Mit diesem Worte starb er.

Raum war der alte Mann zu Grabe getragen, so wurde Tag und Nacht gegraben; mit Hacke, Karst und Spaten wurde um und um gescharrt. Kein Klotz wurde ungestört gelassen; die Erde wurde sogar durch den Sieb geworfen; Hacken wurden hin und her nach jedem Steinchen gezogen. Aber es wurde kein Schatz entdeckt, und jeder hielt sich für betrogen.

Doch kaum erschien das nächste Jahr, als man wahrnahm daß jede Rebe dreifach trug. Dann erst lernten die Söhne Weisheit: und jetzt, Jahr aus, Jahr ein, gruben sie des Schatzes immer mehr aus.



## 23.

**Der Kaiser als Sachwalter.**

Ein alter Soldat, welcher lange unter dem Kaiser Augustus gedient hatte, und besonders in der entscheidenden Schlacht bei Actium für ihn gefochten hatte, war in einen Rechtshandel verwickelt, der kein Ende nehmen wollte. Als er vor dem Gericht erscheinen sollte, wandte er sich auf der öffentlichen Straße an den Kaiser und bat ihn um seinen Beistand. Augustus rief einen von seinem Gefolge und übertrug ihm die Sache des Beklagten. Aber der alte Soldat war hiemit nicht zufrieden, und rief mit lauter Stimme: „O Kaiser, als du in der Schlacht bei Actium in Gefahr schwobtest, suchte ich keinen Stellvertreter aus, sondern kämpfte für dich in eigener Person.“ Zu gleicher Zeit entblößte er seine narbige Brust, um auf die Wunden hinzudeuten die er für den Kaiser erhalten hatte. Dieser wurde dadurch gerührt. Um nicht undankbar zu erscheinen, ging er mit dem Beklagten vor das Gericht, vertheidigte ihn mit Wärme und Eifer, und verhalf ihm dadurch zu seinem Rechte.

## 24.

**Querfragen.**

Friedrich der Große gab so sehr Acht auf seine Garderegimenter, daß er jeden der Soldaten persönlich kannte. Wenn er einen frischen sah, pflegte er die drei folgenden Fragen an ihn zu richten: erstens, wie alt sind Sie? zweitens, wie lang sind Sie schon in meinem Dienste? drittens, sind Sie mit Ihrem Sold und Ihrer Behandlung zufrieden? Es geschah, daß ein junger Franzose, der keine drei Worte Deutsch verstand, in den preussischen Dienst angeworben wurde, und Friedrich, als (or indem) er ihn sah, stellte die gewöhnlichen Fragen an ihn. Der Soldat hatte die Antworten gelernt, aber in derselben Ordnung wie der König gewöhnlich fragte.

Unglücklicherweise fing Friedrich bei dieser Veranlassung mit der zweiten Frage an: „Wie lange sind Sie schon in meinem Dienst?“ „Einuudzwanzig Jahre“, erwiderte der Franzose. — „Was“, sagte

der König, „wie alt sind Sie denn?“ „Ein Jahr“, war die Antwort. „Auf mein Wort“, sagte Friedrich, „Sie oder ich müssen verrückt sein.“ „Beide“, antwortete der Soldat, nach dem wie er gelehrt worden war. „Ei“, sagte der erstaunte Monarch, „das ist das erste Mal, daß ich je von einem meiner Garden ein Narr genannt wurde: was wollen Sie damit sagen, (mein Herr)?“ — Der arme Kerl, als er den König zornig sah, sagte ihm auf französisch, daß er kein Wort Deutsch verstehe. — „Ah! ist es so?“ sagte Friedrich; „gut, lernen Sie es sobald als möglich, und ich habe keinen Zweifel, daß Sie einen sehr guten Soldaten abgeben werden.“

## 25.

### Weiblicher Heldennuth.

Robert, ein Wildhüter, welcher in einem einsamen Hause bei Weilheim wohnte, ging eines Tages mit seiner Familie zur Kirche, und ließ eine Tochter zu Hause, die sechszehn Jahre alt war. Sie waren noch nicht lange gegangen, als ein alter Mann an der Thüre erschien, der halb todt vor Kälte war. Aus Mitgefühl mit seiner Lage, ließ sie ihn ein und ging in die Küche, um ihm etwas Suppe zu bereiten. Durch ein Fenster, welches mit dem Zimmer, in welchem sie ihn gelassen hatte, in Verbindung stand, bemerkte sie, daß er den Bart, welchen er trug, als er hereinkam, hatte fallen lassen, und daß er jetzt als ein starker Mann erschien und im Zimmer hin und her ging mit einem Dolsche in der Hand.

Da sie kein Mittel zu entkommen fand, bewaffnete sie sich mit einem Hackmesser in der einen Hand und mit der kochenden Suppe in der andern; und als sie in das Zimmer trat, in welchem er war, warf sie ihm zuerst die Suppe in's Gesicht und dann gab sie ihm mit dem Hackmesser einen Streich auf den Nacken, welcher ihn bewußtlos zu Boden streckte.

In diesem Augenblick veranlaßte sie ein anderes Klopfen (or noch ein Klopfen) am Thore, aus einem oberen Fenster hinauszu sehen, als sie einen fremden Jäger sah, welcher Einlaß begehrte

und, auf ihre Weigerung, drohte das Thor aufzubrechen. Sie nahm sogleich ihres Vaters Flinte und, als er Anstalt machte, seine Drohungen in Ausführung zu bringen, schloß sie ihn durch die rechte Schulter, worauf er seinen Weg zurück in den Wald nahm. Eine halbe Stunde später kam eine dritte Person und fragte nach einem alten Mann, welcher diesen Weg gegangen sein mußte. Sie sagte, daß sie Nichts von ihm wüßte; und als er Anstalt machte, das Thor aufzubrechen, nachdem er durch nutzlose (or vergebliche) Drohungen versucht hatte, sie zu bewegen, es zu öffnen, schloß sie ihn auf der Stelle todt.

Da die Antriebe zu ihrem Muthé jetzt am Ende waren, begann ihr Feuer zu sinken, und sie schloß und schrie aus den Fenstern, bis einige Leute zu dem Haus angezogen wurden; aber Nichts konnte sie bewegen, die Thür zu öffnen, bis die Familie von der Kirche zurückkehrte.

## 26.

### Die zwei Kaufleute.

Ein persischer Kaufmann, welcher Veranlassung hatte, eine Geschäftsreise zu machen, legte einen Centner Silber bei einem Nachbar nieder. Bei seiner Rückkunft bat er, daß man es ihm wieder zurückgebe. „Ihr Silber!“ sagte der Andere, „leider habe ich es nicht mehr: ich bedaure sagen zu müssen, daß eine Ratte das Ganze gefressen (or verschlungen) hat. Ich war sehr böse auf meine Diener, aber was konnte ich thun? Jedermann ist Unfällen unterworfen.“

Der Kaufmann war über dieses Wunder erstaunt; aber dessengungachtet stellte er sich, als ob er es glaubte. Einige Tage nachher, als er dem Kind des treulosen Nachbarn begegnete, trug er es in sein Haus, versteckte es und lud den Vater zum Mittagessen ein. Letzterer entschuldigte sich und indem er in Thränen ausbrach, sagte er: „Ich bitte, mir zu erlauben abzulehnen (or daß ich es ablehne). Ich werde niemals wieder das Glück kennen. Ich hatte einen ein-

zigen Sohn, welchen ich mehr liebte als mein Leben; ach! wie soll ich es sagen? Ich habe ihn nicht mehr; er ist mir gestohlen worden; haben Sie Mitleid mit meinem Unglück."

Der Kaufmann erwiderte: „Gestern Abend bei Einbruch der Nacht fiel eine Nachtule über Ihren Sohn her und trug ihn in (irgend) eine Ruine fort.“ „Wie kann ich glauben“, sagte der Vater, „daß eine Eule jemals eine so große Beute wegtragen könnte (or kann)? Nöthigenfalls hätte mein Sohn den Vogel fangen können.“ — „Ich kann nicht behaupten, Ihnen zu sagen wie“, erwiderte der Andere, „ausgenommen, daß ich es mit meinen eigenen Augen sah; und ich muß bemerken, daß ich nicht einsehen kann, was für ein Recht Sie haben, daran zu zweifeln, wenn ich es sage. Was kann merkwürdig (daran) sein, wenn eine Nachtule ein Kind wegträgt, das nur fünfzig Pfund wiegt, wenn (or da doch) eine Ratte Silber verschlingen kann, und noch dazu einen ganzen Centner.“ Der Andere, welcher verstand was er meinte, gab dem Kaufmann sein Silber, der ihm seinen hoffnungsvollen Sohn zurückgab.

Ein ähnliches Gespräch fand zwischen zwei Reisenden statt. Der eine von ihnen gehörte zu der Klasse, welche Alles durch ein Vergrößerungsglas sieht und Alles riesengroß findet. „Ich habe“, sagte er, „einen Krautkopf gesehen größer (or der größer war) als ein Haus.“ — „Und ich“, sagte der Andere, „eine Pfanne (or einen Kessel) eben so groß wie (or als) eine Kirche.“ Der Erste lacht ihn aus, der Andere erwidert: „Sachte Freund, sachte, die Pfanne (or der Kessel) wurde (or war) in der Absicht gemacht, deinen Krautkopf darin zu kochen.“

## 27.

### Peter der Einsiedler.

Peter der Einsiedler, gebürtig aus Amiens in der Picardie, war ein Mann großen Eifers, großen Muthes und großer Frömmigkeit. Er hatte eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe in Jerusalem gemacht, und sah mit Unwillen die grausame Art,

auf welche die Christen von den Ungläubigen behandelt wurden, welche im Besitze des Landes waren. Unfähig, sein Rachegefühl zu unterdrücken, faßte er bei seiner Rückkehr den kühnen Plan, das heilige Land von dem mahomedanischen Joch zu befreien und den Christen das Land zurückzugeben, wo ihre Religion zuerst verbreitet wurde. Er legte zuerst seine Absichten dem damaligen Papste Martin II. (dem Zweiten) vor, welcher diesen kühnen Schwärmer in seinen Plänen unterstützte.

Peter, durchglüht von einem Eifer, welcher keine Grenzen kannte, fing an, den Kreuzzug zu predigen, und die Fürsten der Christenheit zu der (or zur) Wiedereroberung des heiligen Landes zu erregen. Haarhändig und haarfüßig reiste er von Hof zu Hof, indem er predigte wie er ging und den Eifer jeder Volksklasse entflamnte. Nachdem der Ruf seines Planes auf diese Art (or Weise) verbreitet worden war, wetteiferten Prälaten, Edelleute und Fürsten ihn zu unterstützen; und in (or bei) einer Kirchensammlung, welche in Clermont gehalten wurde, wo der Papst selbst zu dem Unternehmen ermahnte, rief die ganze Versammlung einstimmig, als wie durch eine göttliche Eingebung: „Es ist Gottes Wille, es ist Gottes Wille.“

Von jener Zeit an sah man Nichts als eine allgemeine Wanderung der westlichen Nationen nach dem Osten; Männer aus allen Ständen eilten zu den Waffen mit der äußersten Fröhlichkeit, und trugen das Zeichen des Kreuzes auf ihrer rechten Schulter, als ein Zeichen ihrer Hingebung an die Sache.

## 28.

### **Kindliche Liebe eines Pagen.**

Der Kaiser Karl V. (der Fünfte) hatte einen Pagen Namens Athanasius d'Alcala, dessen Vater die Unklugheit gehabt (or begangen) hatte, sich in eine Verschwörung gegen seinen Monarchen einzulassen; er wurde verbannt, sein Eigenthum confiscirt und er selbst war genöthigt zu fliehen. Athanasius war noch sehr jung,

erst vierzehn Jahre alt, und folglich erhielt er keinen Gehalt bei Hofe; sein zärtliches Herz war tief betrübt über die Lage seines Vaters, welcher in Armuth gestürzt war, und er konnte ihm keine Unterstützung schicken. Unfähig, den Gedanken an die Leiden seines Vaters länger zu ertragen, verkaufte endlich der junge Athanasius das Pferd, welches ihm zu seinen Reitübungen gelassen wurde, und schickte das Geld seinem Vater.

Das Pferd wurde bald vermißt und der Page befragt; aber er weigerte sich hartnäckig irgend eine Rechenschaft darüber zu geben. Der Kaiser, der von dem Umstand unterrichtet wurde, ließ Athanasius vor sich bringen und bestand darauf daß er erfahren wolle, was derselbe mit dem Pferde gemacht (or gethan) habe. Der - Jüngling fiel sogleich auf seine Kniee und in Thränen ausbrechend gestand er das Ganze (or Alles), indem er sagte: „Ich hoffe, Ihre Majestät wird mir verzeihen, denn, wenn mein Vater seine Pflicht gegen seinen König vergessen hat, ist er dessen ungeachtet mein Vater, und Nichts könnte mich entschuldigen, wenn ich meine Pflicht gegen ihn vergessen sollte.“

## 29.

### Bartgefuß Alphonso's, König's von Aragonien.

Alphonso, König von Aragonien, ging eines Tages zu einem Juwelier, um einige Diamanten als Geschenke für einen fremden Prinzen zu kaufen. Er war von mehreren Höflingen (or Hofleuten) begleitet, und der Juwelier breitete seine schönsten Diamanten und andere kostbare Steine ohne Zögern vor ihnen aus. Nachdem der Fürst seine Einkäufe gemacht hatte, zog er sich zurück; aber er hatte kaum das Haus verlassen, so folgte ihm der Juwelier und bat ihn, ihm die Ehre zu erweisen, einen Augenblick zurückzukehren, da er ihm etwas Wichtiges zu sagen habe. Der Fürst und seine Hofleute traten wieder ein, und der Juwelier sagte dann, daß ein Diamant von großem Werthe durch einen seiner Begleiter genommen worden wäre.

Alphonso blickte die, welche ihn begleiteten, strenge an, indem er sagte: „Wer auch von Ihnen den Diamanten gestohlen haben mag, er verdient die strengste Strafe; aber die Veröffentlichung seines Namens könnte vielleicht den guten Namen einer ehrbaren Familie beflecken; ich will ihr diese Schande (or diesen Schimpf) ersparen.“ Er bat dann den Juwelier, einen großen mit Kleie gefüllten Topf zu bringen. Als dieser gebracht wurde, befahl er jedem seiner Begleiter, seine rechte Hand geschlossen in den Topf zu tauchen und sie dann ganz offen herauszuziehen. Es wurde gethan und als man die Kleie siebte, wurde der Diamant gefunden. Der Fürst wandte sich dann an sie (or redete sie dann an), indem er sagte: „Meine Herren, ich werde keinen von Ihnen in Verdacht nehmen; ich will die Sache vergessen: der Schuldige kann der Qual seines schuldigen Gewissens nicht entgehen (or enttrinnen).“

### 30.

#### Walter Scott in der Schule.

Als dieser berühmte Schriftsteller in der Schule war, war er sehr fleißig; jedoch scheint es, daß sein Verstand nicht glänzend war, und daß er seinen großen Erfolg im späteren Leben seiner unermüdblichen Beharrlichkeit verdankte.

Die folgende Anekdote findet sich in seiner kürzlich veröffentlichten Selbstbiographie.

„Es war“, sagt Walter Scott, „ein Knabe in meiner Klasse, der immer oben saß, und ich konnte ihn, mit all meinen Anstrengungen, nicht hinunterbringen. Tag kam nach Tag, und er behielt noch immer seinen Platz: endlich bemerkte ich, daß er, wann er gefragt wurde, immer mit seinen Fingern an einem besondern Knopfe an dem unteren Theile seiner Weste spielte, während er eine Antwort suchte. Ich dachte deshalb, daß, wenn ich den Knopf schlau entfernen könnte, das Erstaunen ihn nicht zu finden, seine Gedanken bei der nächsten Prüfung der Klasse verwirren und mir eine Gelegenheit geben könnte (or möchte), ihn hinunter zu bringen.“

Der Knopf wurde deshalb entfernt, ohne daß er es bemerkte. Groß war meine Angst, den Erfolg meiner Maßregel zu erfahren und sie gelang mir nur zu gut.

Die Stunde der Prüfung kam und der Knabe wurde befragt: er suchte, wie gewöhnlich, mit seinen Fingern den freundlichen Knopf, aber konnte ihn nicht finden. Verlegen (or außer Fassung gebracht) blickte er hinunter, aber das Zaubermittel war fort, seine Begriffe wurden verwirrt, er konnte nicht antworten. Ich ergriff die Gelegenheit, beantwortete die Frage und nahm seinen Platz (ein), welchen er niemals wieder gewinnen konnte, und ich glaube nicht, daß er den Urheber des Streiches jemals in Verdacht nahm.

Ich bin ihm oft begegnet seit wir in die Welt eintraten, und niemals, ohne zu fühlen, daß mir mein Gewissen Vorwürfe machte. Häufig beschloß ich, es ihm zu vergelten, dadurch, daß ich ihm einen Dienst leistete; aber es bot sich keine Gelegenheit, und ich fürchte, daß ich eine solche nicht mit so viel Eifer suchte, als ich mich bemüht hatte, ihn in der Schule hinunter zu bringen.

### 31.

**Wie du mir, so ich dir.**

Ein Herr von Oliver Cromwell's Haushalt hatte eine große Liebe (or Neigung) für die jüngste Tochter des Protektor's gefaßt; die junge Dame entmuthigte ihn nicht, und endlich schlug er eine geheime Heirath vor, da keine Hoffnung (vorhanden) war, ihres Vaters Einwilligung zu erlangen. Jemand, der das Geheimniß entdeckt hatte, theilte es Cromwell mit, welcher ihm den Befehl gab, zu wachen und ihn wissen zu lassen, wenn der Herr und seine Tochter das nächste Mal wieder beisammen sein würden. Dieses geschah am folgenden Tage, und Cromwell, der (or nachdem er) davon unterrichtet war, trat plötzlich in das Zimmer seiner Tochter ein, wo er den Herrn auf den Knien vor ihr fand.

Der Protektor in Wuth verlangte eine Erklärung von seinem Betragen, und der Andere erwiderte mit großer Geistesgegenwart:



„Möge es Ihrer Hoheit gefallen, ich habe eine große Liebe zu dem Kammermädchen Ihrer Tochter; aber sie weigert sich, mir ihre Hand zu geben; da ich nun dachte, daß diese junge Dame großen Einfluß auf (or über) sie habe, so bat ich sie, daß sie Fürbitte für mich einlegen möchte.“

„Oh!“ erwiderte Oliver, „wenn das der Fall ist, so werde ich sehen, was ich für Sie thun kann.“ — Und nachdem er das junge Frauenzimmer gerufen hatte, sagte er zu ihr: „Warum verweigern Sie die Ehre, Herrn White zu heirathen? er ist mein Freund und ich bestehe darauf, daß Sie Ihre Einwilligung geben.“ — Das junge Mädchen, welches Nichts dagegen hatte, erröthete tief, und Cromwell sagte: „Ah! ich sehe, wie es ist, ein Bißchen Koketterie; gehen Sie und rufen Sie mir den Kaplan.“ — Der Kaplan kam, und Oliver befahl ihm, den Herrn White und das Kammermädchen sogleich zu trauen. Herr White war genöthigt sich zu unterwerfen, oder sich Cromwell's Rache auszusetzen, welcher indessen, um die Braut anziehender zu machen, ihr eine Mitgift von fünfhundert Pfund gab.

### 32.

#### **Menschenfreundlichkeit Ludwigs des XIV.**

Während der Regierung Ludwigs des Vierzehnten kam ein italienischer Chemiker Namens Poli nach Paris, und nachdem er eine Audienz bei dem Könige erlangt hatte, theilte er ihm mit, daß er eine Zusammensetzung entdeckt habe, die zehnmal zerstörender wäre, als Schießpulver. Ludwig war ein Freund der Chemie und befahl dem Italiener die Zusammensetzung zu bereiten und die nothwendigen Versuche an einem gewissen Tage in seiner Gegenwart zu machen.

Es wurde gethan und Alles gelang nach dem Wunsche Poli's, welcher dann dem König bemerkte, daß es ihm eine große Uelegenheit über seine Feinde geben würde. — „Es ist wahr“, sagte Ludwig, „Ihre Erfindung ist sehr sinureich; aber die Menschen

besitzen schon hinreichende Mittel, einander zu zerstören; Sie sollen für Ihre Mühe und Ihren Erfindungsgeist reichlich belohnt werden, aber ich verpflichte Sie, zur Ehre der menschlichen Natur, Ihr Geheimniß nie auszubreiten.“

### 33.

#### Der schlaue Messerschmied.

Es steht in London auf einem Platze, genannt Charing-Croß, eine sehr schöne ehorne Bildsäule von Karl dem Ersten zu Pferde. Nach der Revolution und der Enthauptung jenes Monarchen wurde die Bildsäule heruntergenommen und einem (or an einen) Messerschmied verkauft, welcher unternahm, sie zu vernichten. Er verfertigte sogleich eine große Anzahl von Messern und Gabeln mit ehernen Stielen und stellte sie in seinem Laden aus, als das Erzeugniß von der Bildsäule, von der man glaubte, daß sie geschmolzen worden wäre. Sie wurden so schnell gekauft, sowohl von den Freunden als von den Feinden des verstorbenen Monarchen, daß sich der Messerschmied bald ein Vermögen machte und sich von den Geschäften zurückzog.

Bald nach der Restauration wurde vorgeschlagen, eine neue Bildsäule zum Gedächtniß an den unglücklichen König zu errichten: der Messerschmied, welcher davon hörte, theilte der Regierung mit, daß er ihr die Mühe und die Kosten ersparen könnte, eine Bildsäule zu gießen, da die alte noch in seinem Besitze wäre, und daß er sie ihnen um einen mäßigen Preis verkaufen wollte. Der Handel wurde geschlossen, und die Bildsäule, welche er im Geheimen aufbewahrt hatte, wurde auf dem Fußgestell in Charing-Croß wieder aufgerichtet, wo sie jetzt noch steht.

### 34.

#### Zerstreuthet.

Unter den vielen merkwürdigen Beispielen von Zerstreuthet haben wir die folgende lächerliche von dem berühmten englischen Philosophen Newton.

Als er eines Morgens mit dem Studium eines schwierigen Problems tief beschäftigt war, wollte er es nicht verlassen, um mit seiner Familie zum Frühstück zu gehen. Seine Haushälterin indeß, welche fürchtete, daß das lange Fasten ihn krank machen könnte, schickte eine der Mägde in sein Zimmer (or Cabinet), mit einem Ei und einer Pfanne mit Wasser. Der Magd wurde gesagt, daß sie das Ei kochen und bleiben sollte, während ihr Herr es aß; aber Newton, welcher wünschte, allein zu sein, schickte sie fort, indem er sagte, er wollte es selbst kochen. Die Magd, nachdem sie es neben seine Uhr auf den Tisch gelegt, und ihm gesagt hatte, es drei Minuten kochen zu lassen, ging hinaus; aber da sie fürchtete, er möchte es vergessen, kehrte sie bald nachher zurück, und fand ihn am Ofen stehen, mit dem Ei in der Hand, während seine Uhr in der Pfanne kochte, und er dachte nicht an den Irrthum, welchen er begangen hatte.

### 35.

#### Der Werth der Zeit.

König Alfred, welcher im Jahr 871 den Thron von England bestiegen hatte und der, wie Karl der Große, durch seine Großmuth und weise Regierung den Titel: der Große, erlangt hatte, war ein kluger Zeitsparer, indem (or da) er wohl wußte, daß ein verllorener Augenblick niemals wieder gewonnen werden kann. Alfred wünschte, den Tag in gleiche Theile zu theilen, um einen gewissen Zeitraum der Ausführung der verschiedenen Sachen zu widmen, welche er vor hatte.

Dies war nichts Leichtes, da die Uhren zu jener Zeit (or damals) beinahe unbekannt in Europa und ganz unbekannt in England waren. Es ist wahr, daß bei schönem Wetter die Flucht der Zeit einigermaßen durch den Lauf der Sonne bemerkt werden konnte; aber in der Nacht, und wenn die Sonne durch Wolken verdeckt war, gab es kein Mittel zu urtheilen.

Der König, nach langem Nachdenken und vielen Versuchen, ließ eine gewisse Menge Wachs zu sechs Lichtern von gleicher Länge

und Dicke verarbeiten, welche, wenn sie nach einander angezündet wurden (wie er durch Erfahrung gefunden hatte) von Mittag bis Mittag zu dauern pflegten. Auf jedem dieser Lichter bezeichnete er zwölf Abtheilungen oder Zölle, so, daß er beinahe wußte, wie der Tag ging, da die Verbrennung jedes Lichtes den Ablauf eines sechsten Theiles oder ungefähr vier Stunden, und jede Abtheilung oder jeder Zoll den Verfluß von zwanzig Minuten anzeigte.

Durch dieses Mittel erlangte Alfred, was er wünschte, ein genaues Maß der Zeit und die Verbesserungen, welche während seiner Regierung stattfanden, zeigen, daß sowohl der König als sein Volk den Werth derselben zu würdigen gelernt hatten.

### 36.

#### Der wiederbelebte Sackpfeifer.

Die folgende Begebenheit ereignete sich in London während der großen Pest, welche im Jahr 1665 beinahe 100,000 Einwohner hinwegraffte.

Ein schottischer Sackpfeifer pflegte dadurch sein Brod zu verdienen, daß er jeden Tag auf der Treppe der St. Andreaskirche in Holborn saß und seine Sackpfeife spielte. Um der Seuche zu entgehen, trank er sehr viel Brantwein; und eines Tages, nachdem er mehr als gewöhnlich getrunken hatte, wurde er so betrunken, daß er fest auf der Treppe einschlie. Es war die Gewohnheit, während der Dauer jener schrecklichen Krankheit, jede Nacht Karren herumzuschicken, um die Todten zu sammeln, und sie nach einem gemeinsamen Grabe oder nach einer tiefen Grube zu führen, von welchen mehrere in der Umgegend Londons gemacht worden waren. Als die Männer mit dem Karren Holborn-Hill hinauffuhren und den Pfeifer auf der Treppe ausgestreckt sahen, dachten sie natürlich, daß es ein tochter Körper wäre, und warfen ihn unter die Andern in den Karren, ohne zu bemerken, daß er seine Sackpfeife unter dem Arme hatte und ohne auf seinen Hund Acht zu geben, welcher dem Karren folgte indem er ganz jämmerlich bellte und heulte.

Das Rumpeln des Wagens über die Steine und das Geschrei des armen Hundes weckte den Pfeifer bald aus seinem todtenähnlichen Zustande der Betrunktheit, und da er nicht entdecken konnte wo er war, begann er seine Sackpfeife zu pressen und ein schottisches Lied zu spielen zum großen Erstaunen und Schrecken der Fuhrleute, welche sogleich Lichter holten und den Schotten mitten unter den Reichenamen aufrecht sitzend und seine Pfeife spielend, fanden. Er wurde bald befreit und seinem treuen Hunde zurückgegeben. Der Pfeifer wurde durch dieses Ereigniß so beirihnt, daß einer der ersten Bildhauer jener Zeit von ihm und seinem Hunde eine Bildsäule machte, welche in London noch immer zu sehen ist.

### 37.

#### **Merkur und der Holzhauer.**

Ein Mann fällte einen Baum am Ufer eines Flusses und ließ zufällig seine Axt aus der Hand gleiten, welche in's Wasser fiel und sogleich auf den Grund sank. Da er deshalb in großer Noth wegen des Verlustes seines Werkzeuges war, setzte er sich nieder und beklagte sich höchst jämmerlich.

Auf dieses erschien ihm Merkur, und nachdem er von der Ursache seiner Klage unterrichtet war, tauchte er auf den Grund des Flusses, und als er wieder heraufkam, zeigte er dem Manne eine goldene Axt und fragte ihn, ob diese ihm gehörte. Er sagte, daß sie es nicht wäre. Darauf tauchte Merkur zum zweiten Male unter und brachte eine silberne herauf. Der Mann wies sie zurück, indem er gleicherweise bemerkte, daß diese nicht sein wäre. Merkur tauchte zum dritten Male unter und holte die Axt herauf, welche der Mann verloren hatte. Bei ihrem Anblick war der arme Mann überglücklich und nahm sie mit Demuth und Dankbarkeit an.

Merkur war über die Ehrlichkeit des Mannes so erfreut, daß er ihm die andern zwei oben hinein gab, als Belohnung für sein gerechtes Benehmen. Der Mann geht zu seinen Kameraden zurück und nachdem er ihnen erzählt hatte, was ihm begegnet war, ging

einer von ihnen sogleich an den Fluß und ließ seine Art absichtlich in das Wasser fallen; dann setzte er sich an's Ufer und fing an zu weinen und zu klagen, als ob er wirklich und tief betrübt gewesen wäre.

Merkur erschien wie vorher, tauchte unter und brachte ihm eine goldene Art herauf, indem er fragte, ob dieses die Art sei, die er verloren hatte. Entzückt beim Anblick des kostbaren Metalls, antwortete er: „Ja“, und ging, um sie begierig wegzunehmen. Aber der Gott, welcher seine abscheuliche Frechheit verabscheute, weigerte sich nicht nur, ihm diese zu geben, sondern wollte ihm nicht einmal seine eigene Art wiedergeben.

### 38.

#### Der Hund und die Aale.

Jemand hatte einen so verständigen Pudelhund, daß er häufig geschickt wurde, um Aufträge zu besorgen; man pflegte auf ein Stück Papier zu schreiben, was man brauchte (or wünschte); und nachdem man ihm einen Korb in das Maul gegeben hatte, ging er und besorgte pünktlich seinen Auftrag. Eines Tages wünschten die Diener (or Dienstboten) einen Spaß mit ihm zu haben, und nachdem sie eine Bestellung für drei Pfund lebendiger Aale geschrieben hatten, schickten sie den armen Fidele, um sie zu holen, während einer der Diener in einiger Entfernung folgte. Die Aale wurden in den Korb gelegt und der arme Hund trabte mit ihnen fort; aber er war noch nicht weit gegangen, als er sah, daß einige davon über den Rand schlüpfen; er stellte den Korb nieder, und indem er ihnen mit der Pfote einen leichten Schlag gab, machte er sie wieder hineingehen; dann nahm er seine Ladung wieder auf und machte sich auf den Heimweg. In wenigen Augenblicken waren mehrere der Aale auf dem Pflaster, und der arme Fidele, welcher anfangs zornig zu werden, nahm sie in sein Maul, schüttelte sie tüchtig, und legte sie wieder in den Korb, was kaum gethan war, als andere herausgekrochen waren. Endlich verlor er ganz die Geduld,

stellte den Korb nieder und indem er einen nach dem andern zwischen seine Zähne nahm, biß er sie (so lang), bis sie unfähig waren, herauszukriechen; nach diesem trug er sie heim, aber von jenem Tag an wollte er nie wieder auf den Markt gehen.

### 39.

#### Der Derwisch und der Atheist.

Die Atheisten sind jene lächerlichen und gottlosen Menschen, welche im Widerspruch mit dem Zeugniß ihrer Sinne vorgeben, nicht an das Dasein Gottes zu glauben.

Einer von ihnen stritt mit einem Derwisch und sagte zu ihm: „Sie sagen mir, daß Gott allgegenwärtig ist, und doch kann ich ihn nirgends sehen; zeigen Sie mir ihn, und ich werde es glauben. — Wieder sage ich, daß ein Mensch nicht wegen seiner Verbrechen durch Ihre Gesetze gestraft werden sollte, da Sie sagen, daß Alles durch den Willen Gottes gethan wird (or geschieht). — Sie sagen auch, daß der Satan dadurch gestraft wird, daß er zum Höllenfeuer (or höllischen Feuer) verdammt ist; nun, da man sagt, er bestehe aus jenem Element, welchen Schaden kann das Feuer sich selbst thun?“

Der Derwisch, nach kurzem Nachdenken, hob einen großen Klumpen Erde auf, versetzte dem Atheisten einen heftigen Schlag damit und verließ ihn dann (or und dann verließ er ihn). Letzterer ging gleich zum Richter, beklagte sich über die Beleidigung, und verlangte Gerechtigkeit. Der Derwisch wurde vorgeladen, um sich zu verantworten, warum er, anstatt dem Manne zu antworten, ihn geschlagen habe (or hätte). — „Was ich that“, erwiderte der Derwisch, „geschah als Antwort auf seine lächerlichen Fragen. Worüber beklagt er sich? Er sagt, daß er einen Schmerz habe; er soll ihn zeigen, wenn er wünscht, daß wir ihm glauben: er beschuldigt mich eines Verbrechens, und doch sagt er, daß ein Mensch nicht durch unsere Gesetze gestraft werden sollte, da Alles, unserer Lehre gemäß, unter der Leitung Gottes wäre; er beklagt sich, daß ich ihn beschädigt habe, dadurch, daß ich ihn mit einem Stück Erde

sah; und er behauptet (doch), daß ein Element sich selbst keinen Schaden thun kann: worüber beklagt er sich denn?“ Der Atheist war beschämt, und zog sich unter den Spötereien (or unter dem Spott) der Zuhörer zurück.

Um von der Heuchelei solcher Ungläubigen überzeugt zu werden, sollten wir einen von ihnen auf dem Todesbette sehen; es würde für die Andern eine Warnung sein.

#### 40.

##### **Die Königin von Spanien hat keine Beine.**

Als die deutsche Prinzessin Marie von Neuburg, welche die Gemahlin Philipp's IV. (des Vierten) von Spanien wurde, auf ihrem Wege nach Madrid war, reiste (or kam) sie durch eine kleine Stadt in Spanien, die wegen ihrer Fabrication von Handschuhen und Strümpfen berühmt war.

Die Bürger und Behörden dachten, daß sie ihre Freude über den Empfang der neuen Königin nicht besser ausdrücken könnten, als dadurch, daß sie ihr ein Muster jener Waaren anböten, für welche (or wegen deren) ihre Stadt merkwürdig war. Der Ceremonienmeister, welcher die Prinzessin begleitete, empfing die Handschuhe sehr gnädig; aber als die Strümpfe überreicht wurden, warf er sie mit Unwillen weg und tadelte die Behörden der Deputation strenge wegen ihrer Unanständigkeit.

„Wisset“, sagte er, „daß die Königin von Spanien keine Beine hat.“

Die junge Königin, welche mit der Etikette, den Gebräuchen und Vorurtheilen des spanischen Hofes unbekannt war, bildete sich ein, daß man ihr wirklich die Beine abschneiden wollte. Sie brach in Thränen aus und bat, daß man sie nach Deutschland zurückführen möchte, da sie niemals eine solche Operation aushalten könnte, und es war mit großer Schwierigkeit daß man sie befänftigte. Der König soll niemals herzlicher gelacht haben, als über die Erzählung dieses Abenteuers.



## 41.

**Der Wolf und das Lamm.**

An einem heißen, schwülen Tag kamen zufällig ein Wolf und ein Lamm gerade zu gleicher Zeit an einen klaren Bach, um ihren Durst zu stillen (or zu löschen). Der Wolf stand höher oben, und das Lamm in einiger Entfernung stromabwärts. Da der Wolf jedoch Lust hatte, einen Streit mit ihm anzufangen, fragte er es, warum es das Wasser trübe und es so schmutzig mache, daß er nicht trinken könne; und zugleich verlangte er Genugthuung.

Das Lamm, welches über diese drohende Anklage erschrocken, sagte ihm in einem Tone so mild als möglich, daß es nicht begreifen könnte, wie dieses sein könnte; da das Wasser, welches es trinke, von dem Wolf zu ihm hinunter flüsse, und deshalb könnte es nicht so weit stromaufwärts getrübt werden.

„Sei dem, wie ihm wolle“, erwiderte der Wolf, „du bist ein Schurke, und man hat mir gesagt, daß du mich ungefähr vor einem halben Jahre hinter meinem Rücken verleumdete hast.“ „Auf mein Wort“, sagte das Lamm, „die Zeit von der du sprichst, war, ehe ich geboren war.“ „Das kann sein“, erwiderte der Wolf, „aber es war erst gestern, daß ich sah, wie dein Vater die Hunde hegte, welche mich verfolgten.“ „Verzeihe mir!“ antwortete das Lamm, „mein armer Vater fiel vor mehr als einem Monat dem Messer des Metzgers zum Opfer.“ „Dann war es deine Mutter“, erwiderte das wilde Thier. „Meine Mutter“, sagte das unschuldige Lamm, „starb an dem Tage, an welchem ich geboren wurde.“ „Todt, oder nicht todt“, brüllte der Wolf, indem er vor Wuth die Zähne fletschte, „ich weiß sehr gut, daß eure ganze Brut mich haßt und deshalb bin ich entschlossen, Rache zu nehmen.“ Indem er dies sagte, sprang er auf das arme, unschuldige, vertheidigungslose Ding, riß es in Stücke und verschlang es (or fraß es auf).

## 42.

**Ehrenvolles Betragen des Königs Johann von Frankreich.**

Der Name Johann scheint nicht in Gunst gewesen zu sein, weder in den königlichen Familien von Frankreich, noch von England, da wir nur einen Monarchen dieses Namens in jedem dieser Länder finden, wenn wir nicht den Johann rechnen, welcher nur vier Tage in Frankreich regierte, vom 15. bis zum 19. November 1316.

Die Charaktere der zwei anderen Johann waren einander sehr entgegengesetzt. Johann von England war grausam, rachsüchtig, raubsüchtig und feige, und während einer Regierung von beinahe siebzehn Jahren war er beständig im Krieg mit seinen Unterthanen. Johann von Frankreich, im Gegentheil, dessen Regierung beinahe eben so lang war (von 1350—1364), beschäftigte sich so sehr mit der Wohlfahrt seines Volkes, daß er (sich) den Beinamen der Gute erwarb.

Johann, nachdem er heldenmüthig in der Schlacht von Poitiers gefochten hatte, hatte das Unglück, von den Engländern zum Gefangenen gemacht zu werden. Er wurde nach London geführt, wo er blieb, bis ein Vertrag unterzeichnet wurde, durch welchen er einwilligte, drei Millionen Gold-Kronen zu bezahlen, als Lösegeld für sich und die anderen Gefangenen, und Gaskonien, Calais, Guines und verschiedene andere Plätze im Besitz der Engländer zu lassen.

Der König wurde dann in Freiheit gesetzt, und kehrte nach Frankreich zurück, indem er die Herzöge von Anjou und Berry, seine Söhne, den Herzog von Orleans, seinen Bruder und den Herzog von Bourbon, seinen Vetter, als Geiseln für die Zahlung des Lösegeldes zurückließ. Da sich einige Schwierigkeiten erhoben hatten in Betreff der Ausführung des Vertrags, erhielten die Prinzen auf ihr Ehrenwort die Erlaubniß, nach Calais hinüberzugehen, indem sie sagten, daß sie dort besser im Stande (or fähig) wären, die Streitigkeiten zu erklären und zu beendigen, als in England. Der Herzog von Anjou brach jedoch sein Wort und floh nach Paris.

Johann, höchst aufgebracht über solchen Wortbruch, kehrte sogleich nach London zurück und lieferte sich selbst dem König Eduard von England als Gefangenen aus, indem er sagte: „Wenn die Ehre von jedem andern Ort verbannt ist, sollte sie in der Brust der Könige heilig bleiben.“

Eduard wies dem Könige den Savoy-Palast zu seiner Residenz (or Wohnung) an; aber er wurde bald nachher von einer Krankheit befallen, welche in wenigen Wochen seinem Dasein ein Ende machte. Sein Leichnam wurde mit einem prächtigen Gefolge nach Frankreich gesandt und in der Abtei von St. Denis begraben, welches der gewöhnliche Begräbnißplatz der französischen Monarchen ist, wie die Westminster Abtei und Windsor Castle es für die Könige von England sind.

#### 43.

##### Das Testament eines Hundes.

Ein Herr auf dem Lande besaß einen werthvollen Hund, der ihn zweimal vom Ertrinken gerettet, und mehrere Male gegen Diebe geschützt hatte; er war folglich sehr anhänglich an ihn. Endlich wurde das arme Thier alt und starb, und der Herr, zum Andenken an seine Treue, begrub ihn am Ende seines Gartens, welcher nahe am (or beim) Kirchhofe war; er ließ ihm auch ein Denkmal setzen (or errichten) mit einer Grabchrift in folgenden Worten: „Hier liegt Einer, dessen Tugenden ihn des geweihten Bodens würdiger machten, als Viele welche dort begraben sind.“

Einige geschäftige Personen benachrichtigten gleich den Richter, indem sie den Herrn als einen Atheisten anzeigten. Der Richter schickte nach ihm (or ließ ihn rufen), warf ihm seine Gottlosigkeit vor und drohte, ihn vor dem geistlichen Gerichtshof anzuklagen. Der Herr fing an, beunruhigt zu werden, aber er faßte sich und sagte zu dem Richter: „Mein Herr, Ihre Bemerkungen sind ganz richtig, und wenn mein Hund nicht beinahe (einen) menschlichen Verstand besessen hätte, so würde ich die Strafe verdienen, mit

welcher Sie mir drohen. Es würde langweilig sein, Ihnen die Geschichte des treuen Geschöpfes zu erzählen, aber der letzte Akt seines Lebens wird Sie von seinem außerordentlichen Verstande überzeugen: würden Sie es glauben, mein Herr, daß er ein Testament machte, und unter Anderem Ihnen hundert Pfund hinterlassen hat, welche ich Ihnen jetzt bringe!“ „Wirklich“, erwiderte der Richter, „er war ein höchst erstaunlicher Hund, und Sie haben wohl daran gethan, seinen Ueberresten Ehre zu erweisen; es würde gut sein, wenn Jedermann so gelebt hätte, daß er die Inschrift verdiente, die man auf seinem Grab sieht.“

#### 44.

##### **Bauchrednerkunst.**

Die Bauchrednerkunst ist die Kunst, inwendig zu sprechen, ohne eine sichtbare Bewegung der Rippen oder der anderen Sprachorgane, und die Stimme zu verstellen, so daß man sie als die einer anderen Person erscheinen läßt, und als ob sie von einem andern Orte käme.

Vor einigen Jahren gab es in England einen Mann, Namens Hoskins, welcher diese Kunst in einem sehr hohen Grade besaß, und sich durch ihre Hülfe häufig auf (Un)kosten Anderer belustigte. Er reiste einmal zu Fuß auf dem Lande und holte auf dem Wege einen Fuhrmann ein, welcher einen Wagen mit einer Ladung Heu führte (or fuhr). Nachdem er einige Zeit gegangen war und mit dem Landmann gesprochen hatte, ahnte Hoskins das Schreien eines Kindes nach. Da kein Kind zu sehen war, schien der Fuhrmann überrascht und fragte Hoskins, ob er es nicht gehört habe; er antwortete, Ja, und beinahe in dem nämlichen Augenblick wurde der Schrei wiederholt. Er schien dieses Mal aus dem Heu in dem Karren heraus zu kommen, und der Bauchredner bestand darauf, daß der Fuhrmann ein Kind dort versteckt habe.

Der arme Kerl (or Mann), der erstaunt und erschreckt war, hielt seine Pferde an und lud den Wagen Bündel für Bündel ab;

es wurde jedoch kein Kind gefunden und er lud es wieder auf; was er kaum gethan hatte, als das Schreien wieder deutlich gehört wurde. Der Landmann, außer Fassung gebracht, ergriff sogleich die Flucht, lief in's nächste Dorf und sagte den Dorfbewohnern, daß er dem Teufel auf dem Wege begegnet sei, und bat sie, mit ihm zu gehen und ihm beizustehen, seinen Wagen und seine Pferde wieder zu bekommen, welche er in seinen Klauen gelassen hatte. Die Bauern machten sich sogleich auf den Weg, mit Mistgabeln und Dreschflegeln bewaffnet, und kamen bald in Sicht des vermeintlichen Teufels, welcher nicht davon laufen konnte, da er ein hölzernes Bein hatte. Nach einiger Schwierigkeit beredete er sie, ihn nahe kommen zu lassen, um sie zu überzeugen, daß er wirklich ein menschliches Wesen war.

Sie waren lange Zeit ungläubig, und die Versuche, welche er von seiner Kunst machte, verstärkten ihren Glauben an seine teuflische Wissenschaft. Endlich, zum Glücke für Hoskins, kam der Dorfpfarrer und erklärte die Sache zu der Befriedigung der Bauern, welche dann einwilligten, den Bauchredner nach dem nächsten Wirthshause zu begleiten, wo er sie mit Bier und Abendbrod bewirthete. Bald nach diesem wurde Hoskins bei mehreren Londoner Theatern engagirt, wo er seine Kunst zum Erstaunen der Menge ansübte, da die Bauchrednerkunst zu jener Zeit beinahe noch unbekannt war, besonders in den Provinzen.

#### 45.

##### Der Page und die Kirschén.

Als ein Körbchen voll schöner Kirschén dem König Friedrich von Preußen geschickt worden war, zu einer Zeit, als diese Frucht außerordentlich selten war, schickte er sie durch einen seiner Pagen der Königin. Der Page, versucht durch die Schönheit der Kirschén, konnte nicht widerstehen, sie zu versuchen, und da er sie köstlich fand, verschlang er das Ganze ohne über die Folgen nachzudenken.

Einige Tage nachher fragte Friedrich die Königin, wie ihr die Kirschen geschmeckt hätten? — „Kirschen!“ sagte Ihre Majestät, „was für Kirschen?“ — „Ei, hat Ihnen der Page Elft nicht neulich ein Körbchen gebracht?“ — „Nein“, antwortete die Königin, „ich habe keine gesehen.“ — „Oh! Oh!“ sagte Seine Majestät, „ich will dem naschhaften Schelm etwas Schmachhasteres geben;“ dann ging er in sein Zimmer und schrieb das folgende Billet an den Offizier der königlichen Hauptwache: „Geben Sie dem Ueberbringer fünfundzwanzig Streiche, und lassen Sie sich eine Quittung dafür geben.“ Dann rief er Elft und sagte ihm, er solle das Billet nach der Hauptwache tragen und auf eine Antwort warten.

Der Page jedoch, welcher fürchtete, daß nicht Alles richtig wäre (ein schuldiges Gewissen bedarf keines Anklägers), entschloß sich, das Billet durch eine andere Hand zu schicken, und gerade, als er hinausging, begegnete er am Thore des Palastes einem jüdischen Banquier, welcher bei Hofe wohl bekannt war, und (er) bat ihn, das Billet zu besorgen (or hinzutragen). Der Jude, der froh war, eine Gelegenheit zu haben, Jemand in dem Palast gefällig zu sein, machte sich sogleich auf den Weg. Bei seiner Ankunft auf der Hauptwache las der Offizier das Billet, sagte dem Boten zu warten und rief die Wache heraus. Der Jude, in der Meinung, es geschähe ihm zu Ehren, als einem Boten vom Hofe, bat den Offizier, sich keine unnöthige Mühe zu geben. — Ich thue es nicht, erwiderte er; diese Ceremonien sind ganz nöthig, wie Sie finden werden. Er befahl dann der Wache, den Juden zu ergreifen und ihm fünfundzwanzig Streiche zu geben, was sogleich gethan wurde. Der Jude, mit verletztem Ehrgefühl und mit einem blau geschlagenen Rücken wollte weggehen; aber der Offizier sagte ihm, er könnte ihn nicht fortgehen lassen, bis er ihm eine schriftliche Bescheinigung über das gegeben habe, was er erhalten hätte. Der Jude war genöthigt nachzugeben, aus Furcht noch eine Rechnung bezahlen zu müssen.

Die Sache erreichte bald die Ohren des Königs, welcher, ob schon er sich nicht enthalten konnte, herzlich über das Abenteuer zu lachen, genöthigt war, dem Helden desselben einige Gunstbezeugungen zu erweisen, da ihm die Juden häufig im Nothfall beträchtliche Summen Geld vorschossen.

## 46.

## Der Bummler.

Die folgende Geschichte die man über Franklin's Art, Bummler (or Müßiggänger) zu behandeln, erzählt, verdient gelegentlich in Anwendung gebracht zu werden, sogar in diesem Zeitalter und in dieser Generation: — Eines Morgens, während Franklin seine Zeitung für die Presse vorbereitete, trat ein Bummler in den Laden und brachte eine Stunde oder mehr damit zu, daß er die Bücher durchblätterte u. s. w., und, endlich indem er eines in die Hand nahm, fragte er den Ladenjungen nach dem Preis. „Ein Dollar“, war die Antwort. „Ein Dollar?“ sagte der Müßiggänger, „können Sie nicht weniger als das nehmen?“ — „Nein, wirklich; ein Dollar ist der Preis.“ Noch eine Stunde war beinahe vergangen, als der Bummler fragte: „Ist Mr. Franklin zu Hause?“ — „Ja, er ist in der Druckerei.“ — „Ich wünsche ihn zu sehen,“ sagte der Bummler. Der Ladenjunge benachrichtigte Mr. Franklin sogleich, daß ein Herr in dem Laden wartete, um ihn zu sehen (or zu sprechen).

Franklin war bald hinter dem Ladentische, als der Bummler mit dem Buch in der Hand ihn also anredete: „Herr Franklin, welches ist der niedrigste Preis, den Sie für dieses Buch nehmen können?“ — „Ein und ein Viertel Dollar,“ war die schnelle Antwort. „Ein und ein Viertel Dollar! Ei, Ihr junger Mann verlangte nur einen Dollar.“ — „Wahr,“ sagte Franklin, „und ich hätte damals lieber nur einen Dollar genommen, als aus der Druckerei gerufen zu werden.“ Der Bummler schien überrascht und da er wünschte, eine von ihm selbst veranlaßte Unterredung

zu enden, sagte er: „Nun wohl, Herr Franklin, sagen Sie mir, was ist das Wenigste, was Sie dafür nehmen können?“ „Einen und einen halben Dollar!“ „Ei, Sie boten es selbst für einen und einen Viertel-Dollar an.“ — „Ja,“ sagte Franklin, „ja und ich hätte damals lieber nur jenen Preis genommen, als jetzt einen und einen halben Dollar.“ Der Bummel bezahlte den Preis, und ging an sein Geschäft, im Fall er eines hatte, und Franklin kehrte in die Druckerei zurück.

#### 47.

##### Grausamkeit des Königs Johann.

Die Juden sind seit ihrer Zerstreuung häufig von christlichen Königen mit Grausamkeit behandelt worden. Als (da) König Johann von England sehr nothwendig Geld brauchte und mußte, daß viele Juden seines Königreiches sehr reich waren, besteuerte er sie sehr hoch und ließ sie in's Gefängniß werfen, wo sie bleiben mußten, bis sie bezahlen wollten. Mehrere von ihnen gaben Alles, was sie besaßen; aber der König war nicht zufrieden, indem er glaubte, daß sie noch Geld versteckt hätten: deßhalb befahl er, daß sie gemartert werden sollten, bis sie es gestehen würden.

Einige wurden eines Auges beraubt, und Einer besonders, von welchem eine Summe von zehntausend Marken verlangt wurde, wurde mit noch größerer Grausamkeit behandelt. Der König befahl, daß ihm jeden Tag ein Zahn ausgezogen werden sollte, bis er das Geld bezahlte. Der Jude, der nicht geneigt war, sich in Armuth zu stürzen, widerstand während einer ganzen Woche, und verlor auf diese Weise sieben seiner Zähne; aber unfähig, den Schmerz noch länger zu ertragen, willigte er am achten Tage ein und behielt so den Rest seiner Zähne auf Kosten seines Vermögens: sonst würde er bald alle seine Zähne verloren haben. Zum Glück für dieses Volk leben sie jetzt in einem weniger barbarischen Zeitalter. Niemand braucht Strafe zu (be)fürchten, wenn er sie nicht verdient hat.



## 48.

**Wirklicher oder innerer Werth.**

Eine Dame, welche mehr Geld als Verstand hatte, zeigte sehr gerne, wann sie auf dem Lande war, ihre Juwelen und anderen Putz (or Kostbarkeiten), um die Bauern in Erstaunen zu setzen und ihnen einen Begriff von ihren Reichthümern und ihrer Ueberlegenheit zu geben. Eines Tages drückte ein Müller, welcher Mehl in das Haus brachte, seine Bewunderung aus über eine elegante Uhr, welche sie trug, und dies schmeichelte ihrem Stolz so sehr, daß sie ihm ein prächtiges diamantenes Halsband und diamantene Arminge zeigte.

Der Müller, nachdem er sie einige Zeit mit Bewunderung angesehen hatte, sagte: „Sie sind sehr schön und gewiß sehr theuer.“ — „In der That, sie sind sehr theuer; wie viel glauben Sie, daß sie kosten?“ — „Auf mein Wort, ich kann es nicht errathen,“ erwiederte er. — „Ei, sie kosten mehr als 20,000 Franken.“ — „Und was ist der Nutzen dieser Steine, Madam?“ — „Oh, sie sind nur zum Tragen.“ — „Und tragen sie Ihnen Nichts ein, Madam?“ — „Oh, nein.“ — „Dann,“ erwiederte der Müller, „ziehe ich die zwei großen Steine meiner Mühle vor; sie kosten mich tausend Franken und tragen mir jährlich vierhundert Franken ein, und außerdem fürchte ich nicht, daß Jemand sie stehlen wird.“ — Die Dame entsetzte sich über die Gemeinheit seiner Begriffe (or Gedanken), und der Müller war erstaunt, daß Jemand so viel Geld müßig liegen lassen könnte, in solch' nutzlosem Tand.

## 49.

**Eine seltsame Ausrede.**

Ein Irländer, welcher angeklagt war, eine Flinte gestohlen zu haben, wurde ergriffen und vor Gericht geführt. Am Gerichtstage dachte er darüber nach, welche Vertheidigung er vor den Richtern machen sollte, als er einen Mitgefangenen vom Gerichte zurückkehren sah, welcher abgeurtheilt worden war, weil er eine Gans gestohlen

hatte. — „Nun,“ sagte der Irländer, „wie bist du davon gekommen?“ — „Oh,“ erwiderte der andere, „ich bin freigesprochen.“ — „Welche Vertheidigung hast du gemacht?“ — „Ei, ich sagte dem Richter, daß ich die Gans aufgezogen habe, von der Zeit an, wo sie ein Gänschen war, und daß ich Zeugen hätte, um es zu beweisen.“ — „Sehr gut, in der That,“ sagte Paddy, der in diesem Augenblick vor Gericht gerufen wurde, um gerichtet zu werden; „warte ein Bißchen auf mich, ich werde bald freigesprochen sein.“

Er wurde dann vor die Schranke geführt, die Anklage wurde vorgelesen, und der Richter fragte ihn, was er zu seiner Vertheidigung zu sagen hätte. — „Mylord,“ erwiderte der Irländer, ich habe diese Flinte aufgezogen, seit sie eine Pistole war, und ich kann Zeugen bringen, um es zu beweisen.“ — Der Richter jedoch und die Geschworenen waren nicht leichtgläubig genug, und der arme Paddy wurde verurtheilt, transportirt zu werden.

## 50.

### Wie man einen Taschendieb fängt.

Ein Kaufmann in London, welcher viel in die City zu gehen pflegte, deren Straßen immer sehr gedrängt und durch Taschendiebstahl unsicher gemacht sind, verlor beständig entweder sein Taschenbuch, oder seine Tabaksdose, oder seinen Geldbeutel, ohne daß er je den Dieb entdecken konnte. Endlich dachte er an ein sehr sinnreiches Mittel, welches Erfolg versprach. Er ging in einen Fischzeuggladen und kaufte einige starke Fischangeln, welche er fest in seine Tasche nähen ließ, die Spitzen abwärts gekehrt, so daß Jedermann seine Hand in die Tasche stecken, sie aber nicht herausziehen konnte, ohne gefangen zu werden.

So vorbereitet, ging er wie gewöhnlich auf die Börse, indem er einen seiner Gehilfen ihm in kurzer Entfernung folgen ließ, um bereit zu sein, im Falle er einen Fisch fangen sollte. Als er die Lombardstraße hinaufging, fühlte er ein leichtes Zupfen an seinem Rocke und wollte sogleich davon eilen, wurde aber durch

Etwas verhindert, das ihn zurückhielt. Er drehte sich um und sah den Taschendieb und sagte: „Warum halten Sie meinen Rock, mein Herr? lassen Sie mich gehen, ich habe große Eile.“ Zugleich versuchte er, ihm den Rockschöß wegzunehmen, was die Angeln weiter in seine Hand trieb und er schrie: „Oh, oh, mein Herr, ich kann nicht, Sie reißen meine Hand in Stücke; bitte, lassen Sie mich gehen.“ — „Ah, ah,“ sagte der Kaufmann, „ich habe also den Fisch gefangen, welcher so häufig angebissen hat; Sie sind der Hecht oder vielmehr der Haifisch.“

Um diese Zeit war der Gehilfe herbeigekommen, und eine um sie versammelte Menge lachte herzlich über den Fischer und den Fisch, dessen Floßfeder so fest eingehakt war, daß er genöthigt war, mit dem Kaufmann zu einem Wundarzt zu gehen und das Fleisch aufschneiden zu lassen, um die Angeln herauszubringen. Der Herr war befriedigt mit dem Streiche, und sandte den Taschendieb nicht in's Gefängniß; aber nachher konnte er sicher durch die City gehen, mit seinem Taschenbuch, seinem Geldbeutel oder seiner Tabaksdoze.

## 51.

### Eine seltsame Vorsicht.

Zwei junge Leute traten zusammen eine lange Reise an; einer von ihnen war ein großer Verschwender, da aber der andere sehr sparsam war, wurde ausgemacht zu ihrem gegenseitigen Vortheil, daß der Letztere den Beutel tragen sollte. Der Verschwender fand sich bald in Verlegenheit, da er wünschte, alle Sehenswürdigkeiten zu kaufen, welche er sah, und kein Geld hatte es zu thun. Sie schlofen Beide in demselben Zimmer; und in einer Nacht, nachdem sie einige Zeit im Bette gewesen waren, rief der Verschwenderische seinen Freund und sagte: „Wilhelm, Wilhelm!“ — aber Wilhelm antwortete nicht, bis er ihn sehr laut rufen hörte und da er fürchtete, daß er die Leute des Hauses stören möchte, sagte er: „Nun, was willst du?“ — „Schläfst du?“ sagte der

Andere. — „Warum?“ sagte Wilhelm. — „Weil ich, wenn du nicht schläfst, ein Pfund Sterling von dir borgen möchte.“ — „Oh, ich schlafe fest,“ erwiderte er, „und (zwar) schon lange (or einige Zeit).“

Da er Wilhelm unerbittlich fand, stand der Andere häufig in der Nacht auf und suchte im Zimmer herum nach seinem Beutel, aber er konnte ihn niemals finden. Endlich kamen sie am Ziele ihrer Reise an, welche durch Wilhelm's Sparsamkeit nur sehr wenig gekostet hatte: sein Begleiter war sehr erfreut, da er wohl wußte, daß sie, wenn er den Beutel geführt hätte, viel kostspieliger gewesen sein würde. Er sagte dann zu Wilhelm: „Sage mir jetzt, da keine Gefahr mehr vorhanden ist, wo du das Geld jede Nacht verstecktest, denn ich gestehe frei, daß ich oft versucht habe, es zu finden.“ — „Ich erwartete das,“ sagte Wilhelm, „und deshalb wartete ich immer, bis du im Bett warst, und nachdem ich das Licht ausgelöscht hatte, versteckte ich den Beutel in deiner eigenen Tasche, da ich wußte, daß du ihn dort nicht suchen würdest; und gab Acht, des Morgens aufzustehen, ehe du auf warst.“

Der junge Mann gestand, daß er mit dem Streich zufrieden war, welchen ihm sein Begleiter gespielt hatte; aber er sagte ihm, daß es künftig nöthig sein würde, ein anderes Versteck zu finden.

## 52.

### Dankbarkeit.

Der Polizei-Commissär des Kalifen Manonn erzählte einem seiner Freunde die folgende Geschichte eines Ereignisses, welches ihm selbst begegnet war.

„Ich war eines Abends,“ sagte er, „bei dem Kalifen, als ein Briefchen gebracht wurde, welches ihn sehr zu erzürnen schien. Nachdem er es gelesen hatte, sagte er zu mir: „Gehen Sie in's nächste Zimmer; Sie werden einen Gefangenen finden; bewahren Sie ihn heute Nacht in sicherer Haft, verhören Sie ihn, und bringen Sie ihn morgen früh vor mich, sonst bürgen Sie mit Ihrem

Kopfe dafür.“ — Ich führte den Mann in meine eigene Wohnung und fragte ihn nach seiner Heimath. — „Ich bin,“ erwiderte er, „aus (or von) Damaskus.“ — „Wirklich,“ sagte ich, „jene Stadt ist mir theuer, denn ich verdanke einem ihrer Bewohner mein Leben.“ — „Ihre Geschichte,“ erwiderte er, „muß interessant sein, wollen Sie mir dieselbe erzählen?“ — „Ja,“ sagte ich; „sie ist wie folgt.“

„Als ich einst in Damaskus war, hatte ich das Unglück, dem Kalifen zu mißfallen und wurde von den Gerichtsbeamten verfolgt. Ich entkam durch ein Hinterfenster und suchte Zuflucht in einem anderen Theile der Stadt; wo ein Bürger mich mit Güte aufnahm und auf Gefahr seines Lebens in seinem Hause versteckte, bis die Verfolgung vorüber war; dann versah er mich mit Geld und mit einem Pferde, um mich in Stand zu setzen, zu einer Karawane zu stoßen, welche nach Bagdad, meiner Vaterstadt, ging. Nie werde ich seine Güte vergessen, und ich hoffe, vor meinem Tode noch eine Gelegenheit zu finden, ihm meine Dankbarkeit zu beweisen.“

„Diese Gelegenheit bietet sich Ihnen in diesem Augenblick,“ sagte mein Gefangener. „Ich bin der Mann, welcher das Vergnügen hatte, Ihnen jenen Dienst zu erweisen.“ — Er erzählte mir dann einige Umstände, welche mich überzeugten, daß er mein Beschützer gewesen war. Ich fragte ihn, durch welches Unglück er den Unwillen des Kalifen erregt habe. — „Ich habe,“ erwiderte er, „das Mißgeschick gehabt, einen Offizier zu beleidigen, der bei Hof großen Einfluß hat, und er, um sich zu rächen, hat mich angeklagt, daß ich dem Kalifen nach dem Leben trachte(te), wofür ich, obgleich unschuldig, ohne Zweifel mit meinem Kopfe bezahlen werde.“

### 53.

#### Fortsetzung.

„Nein, edelmüthiger Freund,“ sagte ich, „Sie sollen nicht geopfert werden; Sie sind in Freiheit; nehmen Sie diesen Beutel, und kehren Sie zu Ihrer Familie zurück, und ich werde dem Kalifen antworten (Rede stehen).“ — „Halten Sie mich denn für

fähig," sagte er, „Ihr Leben zu opfern, welches ich einst erhalten habe? Nein, die einzige Gunst, welche ich annehmen will, ist, daß Sie versuchen (werden), den Kalifen von meiner Unschuld zu überzeugen: Wenn es Ihnen mißlingt, werde ich gehen und ihm meinen Kopf anbieten, denn ich will nicht entinnen und Sie in Gefahr (zurück)lassen.“

Ich ging sogleich zum Kalifen, welcher, sobald er mich sah, meinen Gefangenen forderte und nach dem Heuter schickte. — „Gnädiger Herr," sagte ich, „ein außerordentlicher Umstand hat sich in Bezug auf ihn (or seiner) ereignet.“ — „Ich schwöre," rief er, „wenn Sie ihn haben entkommen lassen, soll Ihr Kopf mir dafür bezahlen (or büßen).“ — Mit großer Mühe. (or Schwierigkeit) überredete ich ihn, mir zuzuhören, und dann erzählte ich, wie mein Gefangener mir in Damaskus das Leben gerettet hätte; daß ich ihm seine Freiheit angeboten hätte, als ein Zeichen meiner Dankbarkeit, und daß er sie nicht annehmen wollte, aus Furcht, mich seinem (des Kalifen) Unwillen auszusetzen. „Gnädiger Herr," fügte ich hinzu, „es ist unwahrscheinlich, daß ein Mann von so edelmüthigen Gefühlen des Verbrechens fähig sein sollte, welches ihm zugerechnet wird; geruhen Sie also die Beweise davon zu verlangen, ehe Sie ihn verurtheilen.“

Der Kalife drückte seine Bewunderung aus über das Betragen meines Freundes; es wurde eine strenge Untersuchung gemacht, und er wurde unschuldig erfunden; der Ankläger wurde enthauptet und mein Freund an seinen Platz ernannt (or angestellt), welchen er mit Ehren bekleidete, bis an den Tag seines Todes.“

## 54.

### Adeliges Blut. Eine gute Lehre für den Stolz.

Ein sehr guter König, welcher seine Unterthanen liebte, und dessen beständige Sorge es war, sie glücklich zu machen, und ihnen zu zeigen, daß er sie als seine Familie betrachtete, hatte einen Sohn, dessen Gemüthsart der seines Vaters so entgegengesetzt war, daß

er Alle die verachtete, welche unter ihm waren, indem er sich selbst für ein höheres Geschöpf hielt und glaubte, daß alle diejenigen, welche das Schicksal unter ihn gestellt hatte, seiner Beachtung unwürdig, oder nur geeignet wären, die Sklaven seines Willens zu sein. Unglücklicherweise war seine Erziehung Männern anvertraut worden, welche nicht genug Muth besaßen (or hatten), seinen ungestümen und hochmüthigen Sinn zu tadeln, und der gute König, sein Vater, sah ihn in das Alter der Mannbarkeit kommen, im Besitz eines Charakters und von Meinungen, welche, wenn er je an die Regierung kam (or käme), seine getreuen Unterthanen in Feinde verwandeln und seinen Thron zu einem Sitz von Dornen statt von Rosen machen würden.

Endlich heirathete der Prinz eine freundliche Prinzessin und wurde Vater; und der König, auf den Rath eines seiner treuen Hofleute, hielt dies für eine günstige Gelegenheit, ihm eine gute Lehre über den Geburtsadel zu geben. Zu diesem Zweck wurde an dem Morgen, nachdem sein Kind geboren war, ein anderes Kind von dem gleichen Alter, welches genau in derselben Weise gekleidet war, neben jenem in die Wiege gelegt.

Beim Aufstehen ging der Prinz sogleich, um seinen kleinen Sohn zu sehen, aber wie groß war seine Ueberraschung, als er zwei Kinder fand, die einander so sehr glichen, daß er sein eigenes nicht unterscheiden konnte! Er rief die Diener, und als er sie in gleicher Verlegenheit sah, ließ er seinem Zorn freien Lauf, indem er schwor, daß sie alle entlassen und streng gestraft werden sollten.

## 55.

### Fortsetzung.

Der König, sein Vater, kam im nämlichen Augenblicke (herein), und als er die Klagen des Prinzen hörte, sagte er lächelnd zu ihm: „Wie ist es möglich, daß Sie sich irren und Ihr eigenes Kind nicht erkennen sollten? gibt es noch eines von solch' edlem Blute? kann irgend ein anderes Kind ihm gleichen, so daß es Sie täuscht?

wo ist denn Ihre natürliche Ueberlegenheit?“ — Dann nahm er den kleinen Prinzen in seine Arme und sagte: „dies mein Sohn, ist Ihr Kind, aber ich würde nicht fähig gewesen sein, ihn von dem andern Kleinen zu unterscheiden, wenn nicht Vorsichtsmaßregeln getroffen worden wären, dadurch, daß man ihm ein Band um das Bein band: in was also, frage ich Sie wieder, besteht unsere Ueberlegenheit? Sie kommt nur vom guten Betragen oder vom Glück.“

Der Prinz erröthete, gestand sein Unrecht und versprach, sich menschenfreundlicherer Gefühle zu befleißigen; aber der König, welcher fürchtete, daß er zurückfallen möchte, ergriff eine Gelegenheit, um ihm noch eine gute Lehre zu geben. Kurze Zeit nachher wurde der Prinz unwohl, und der Doktor rieth ihm, daß er sich zur Ader lassen sollte, und da er einem der Pagen am nämlichen Tage zur Ader zu lassen hatte, befahl der König, daß man das Blut in getrennten Schüsseln aufbewahren sollte. Einige Stunden nachher, als sein Sohn bei ihm war, schickte der König nach dem Arzt, und nachdem er die zwei Schüsseln hatte bringen lassen, befahl er ihm, das Blut zu untersuchen und ihm zu sagen, welches das reinste wäre. Der Doktor zeigte auf eine der Schüsseln und sagte: „Dieses ist weit reiner, als das andere.“ — „Jenes Blut,“ sagte der König zu seinem Sohne, „wurde von den Adern Ihres Pagen genommen und ist, wie es scheint, weit reiner, als das Ihrige, weil er ohne Zweifel einfacher und naturgemäßer lebt: Sie sehen also, daß von Geburt alle Menschen gleich sind; sie erlangen Ueberlegenheit in dem Maße, als sie ihren Geist ausbilden; und sich der Menschheit nützlich machen.“

## 56.

### Die geheimnißvollen Engländer.

Im Jahre 1767 landeten zwei Engländer in Calais; sie gingen nicht nach dem Hotel Dessin, welches zu jener Zeit von ihren Landsleuten stark besucht war, sondern nahmen ihre Wohnung in einem wenig bekannten Wirthshause, welches von einem Mann



Namens Dulong gehalten wurde. Der Wirth erwartete jeden Tag, daß sie nach Paris abreisen würden; aber sie machten keine Vorbereitungen zur Abreise und fragten nicht einmal, was in Calais sehenswürdig wäre. Das einzige Vergnügen, welches sie sich verschafften, war, daß sie einigemal auf die Jagd gingen.

Der Wirth fing nach einigen Wochen an, sich über ihren Aufenthalt zu wundern und pflegte Abends mit seinem Nachbar, dem Krämer, über diesen Gegenstand zu plaudern. Bald entschieden sie, daß sie Espione wären, bald hatte man sie im Verdacht, daß sie Ausreißer wären. Sie lebten jedoch gut und bezahlten so freigebig, daß man endlich beschloß, daß sie Narren wären. Dies wurde in der Meinung des Herrn Dulong bestätigt, durch einen Vorschlag, welchen sie ihm bald nachher machten.

Sie riefen ihn in ihr Zimmer und sagten: „Herr Wirth, wir sind sehr zufrieden mit Ihrem Tisch und Ihrem Wein und, wenn uns die Wohnung paßte, würden wir wahrscheinlich noch längere Zeit bei Ihnen bleiben; aber unglücklicherweise gehen alle Ihre Zimmer auf die Straße, und das Knallen der Postillons-Peitschen und das Geräusch der Wagen stören uns sehr.“

## 57.

### Fortsetzung.

Herr Dulong fing an, unruhig zu werden und sagte, wenn es möglich wäre, einige Anordnungen zu treffen, um es ihnen bequemer zu machen, so würde er es gerne thun. — „Gut also,“ sagte einer von ihnen, „wir haben einen Vorschlag zu machen, der vortheilhaft für Sie sein wird; es wird (einiges) Geld kosten, es ist wahr, aber wir werden die Hälfte der Kosten tragen und unser Aufenthalt wird Ihnen eine Gelegenheit geben, sich wieder bezahlt zu machen.“ „Gut,“ sagte der Wirth, „was ist es?“ — „Ei,“ sagten die Engländer, „Ihr Garten ist sehr ruhig, und wenn Sie eine Mauer in der Ecke aufführen (lassen) wollen, können Sie uns leicht zwei Zimmer machen, was (welches) alles ist was wir brau-

chen; die Kosten werden nicht groß sein, da die alte Mauer, die dort ist, zwei Seiten bilden wird, und Ihr Haus wird um so viel mehr werth sein.“

Dulong war froh, ein so leichtes Mittel zu finden, solche vortheilhafte Gäste zu behalten: die Zimmer wurden errichtet, die Engländer nahmen Besitz davon und schienen sehr behaglich zu sein; sie lebten in ihrer gewöhnlichen Weise zum großen Vergnügen und Gewinn des Wirths; doch wußte er sich nicht recht zu denken, warum sie sich in eine so dunkle Ecke abschließen sollten.

Also vergingen ungefähr zwei Monate, als sie ihm eines Tages sagten, daß sie im Begriffe wären, einen Jagdausflug zu machen, und daß sie, da sie vielleicht drei Tage abwesend sein würden, reichlichen Schießbedarf mit sich nehmen wollten. Am nächsten Morgen machten sie sich auf den Weg mit ihren Flinten auf der Schulter, und ihren schwerbeladenen Jagdtaschen, indem der Wirth ihnen eine gute Jagd wünschte. Sie sagten ihm, daß sie einige Papiere im Zimmer gelassen und deshalb den Schlüssel mit (sich) nähmen.

Die drei Tage vergingen, und so auch der vierte, fünfte, sechste und siebente, ohne daß die Fremden zurückkehrten. Herr Dulong wurde zuerst unruhig, dann argwöhnisch, und endlich am achten Tage schickte er nach den Polizei-Beamten, und die Thüre wurde in Gegenwart der nöthigen Zeugen aufgebrochen. Auf dem Tische fand man das folgende Billet:

## 58.

### Fortsetzung.

„Lieber Wirth; — Sie wissen ohne Zweifel, daß Ihre Stadt Calais während zweihundert Jahren im Besitz der Engländer war; daß sie endlich von dem Herzog von Guise wieder genommen wurde, welcher die englischen Einwohner so behandelte, wie unser Eduard der Dritte die Franzosen behandelt hatte; das heißt, er ergriff ihr Vermögen und trieb sie aus. Vor kurzer Zeit entdeckten wir unter einigen alten Familienpapieren einige Urkunden von

einem unserer Vorfahren, welcher ein Haus in Calais besaß, wo das Ihrige jetzt steht. Aus diesen Urkunden erfuhren wir, daß er bei der Wieder-Einnahme von Calais genöthigt war zu fliehen; aber in der Hoffnung, daß er fähig sein würde, zurückzukehren, begrub er eine beträchtliche Summe Geldes dicht an einer Mauer in seinem Garten; das Papier enthielt auch eine solche genaue Beschreibung der Stelle, daß wir nicht (daran) zweifelten, daß wir im Stande sein würden, dieselbe zu entdecken. Wir kamen sogleich nach Calais, und indem wir Ihr Haus auf dem bezeichneten Platze fanden, nahmen wir Wohnung darin."

"Wir waren bald überzeugt, daß der Schatz in der Ecke Ihres Gartens begraben war; aber wie sollten wir darnach graben, ohne gesehen zu werden? Wir fanden ein Mittel; es war die Errichtung (or der Van) des Zimmers. Sobald es vollendet war, gruben wir die Erde auf und fanden unsern Gegenstand in der Kiste, die wir Ihnen zurückgelassen haben. Wir wünschen Ihnen Erfolg in Ihrem Hause, aber wir rathen Ihnen, besseren Wein zu geben und billiger in Ihren Preisen zu sein."

Der arme Dulong war stumm vor Erstaunen; er blickte seinen Nachbar, den Gewürzkrämer, an, und dann die leere Kiste, dann zuckten Beide die Achseln und gestanden, daß die Engländer nicht ganz solche Narren waren, wie sie geglaubt hatten.

Urtheile nicht über Jemandes Handlungen, ohne die Beweggründe zu kennen.

## 59.

### Das verlorene Kameel.

Ein Derwisch reiste allein in der Wüste, als er plötzlich zwei Kaufleuten begegnete. „Sie haben ein Kameel verloren?“ sagte er zu den Kaufleuten. „Ja, wirklich,“ erwiederten sie. „War es nicht blind am rechten Auge, und lahm am linken Bein (or Fuße)?“ fragte der Derwisch. „Es war so,“ erwiederten die Kaufleute. „Hatte es einen Vorderzahn verloren?“ sagte der Derwisch. „Ja

wohl (or es hatte einen verloren)" verfehten die Kaufleute. „Und war es nicht auf der einen Seite mit Honig und auf der andern mit Weizen beladen?" „Ganz gewiß war es," erwiderten sie; „und da Sie es vor so kurzer Zeit gesehen und es so genau beobachtet haben, können Sie uns in aller Wahrscheinlichkeit zu ihm führen." — „Meine Freunde," sagte der Derwisch, „ich habe Ihr Kameel nie gesehen, noch jemals von ihm gehört, mit Ausnahme von Ihnen selbst." — „Eine hübsche Geschichte, wirklich!" sagten die Kaufleute; „aber wo sind die Juwelen, welche einen Theil seiner Ladung bildeten?" — „Ich habe weder Ihr Kameel, noch Ihre Juwelen gesehen," wiederholte der Derwisch. Auf dieses ergriffen sie ihn und führten ihn geradewegs vor den Richter, wo bei (or nach) der strengsten Untersuchung Nichts bei ihm gefunden werden konnte; auch konnte durchaus kein Beweis gegen ihn gebracht werden, um ihn entweder der Lüge, oder des Diebstahls zu überführen.

Sie waren dann im Begriff, gegen ihn als einen Zauberer vorzugehen (or zu verfahren), als der Derwisch mit großer Ruhe das Gericht (or den Richter) so anredete: „Ihr Erstaunen hat mich sehr belustigt, und ich gestehe, daß es einigen Grund für Ihren Verdacht gibt; aber ich habe lang und allein gelebt; und ich kann einen weiten Spielraum zu Beobachtungen finden, sogar in einer Wüste. Ich wußte, daß ich die Spur eines Kameels überschritten hatte, welches sich von seinem Eigenthümer verirrt hatte, weil ich auf demselben Wege kein Zeichen von menschlichen Fußstapfen sah; ich wußte, daß das Thier an einem Auge blind war, weil es das Gras nur an einer Seite des Pfades abweidete, und ich bemerkte, daß es an einem Beine lahm war, an dem schwachen Eindruck, welchen jener besondere Fuß auf dem Sande hervorgebracht hatte; ich schloß, daß das Thier einen Zahn verloren hatte, weil, (überall) wo es gegrast hatte, ein schmaler Büschel Gras unberührt übrig gelassen war, im Mittelpunkte seines Bisses. Was die Ladung des Thieres betrifft (or anbelangt), so belehrt mich

die geschäftigen Ameisen, daß sie Korn auf der einen Seite, und die sich ansammelnden Fliegen, daß sie Honig auf der anderen war.

## 60.

### Die Pfeife.

Eine wahre Geschichte, geschrieben für seinen Neffen von Dr. Franklin.

Als ich ein Kind von sieben Jahren war, füllten mir meine Freunde an einem Feiertage die Taschen mit Kupfermünzen. Ich ging sogleich in einen Laden, wo man Kinderspielsachen verkaufte und entzückt von dem Ton einer Pfeife, welche ich auf dem Wege in der Hand eines andern Knaben sah, bot ich ihm freiwillig all' mein Geld für dieselbe an. Ich kam dann heim und ging pfeifend durch das ganze Haus, sehr vergnügt mit meiner Pfeife, aber die ganze Familie damit störend. Als meine Brüder und Schwestern und Vettern und Basen den Handel erfuhren, welchen ich gemacht hatte, sagten sie mir, daß ich viermal so viel dafür gegeben hätte, als sie werth wäre. Dies erinnerte mich daran, welch' gute Sachen ich für das übrige Geld hätte kaufen können, und sie lachten mich so sehr wegen meiner Thorheit aus, daß ich vor Aerger weinte, und das Nachdenken machte mir mehr Kummer als die Pfeife mir Vergnügen machte.

Dies war mir jedoch nachher nützlich, da mir der Eindruck im Gedächtniß blieb, so daß ich oft, wenn ich versucht war, etwas Unnötiges zu kaufen, zu mir selber sagte: Gib nicht zu viel für die Pfeife; und so sparte ich mein Geld.

Als ich aufwuchs, in die Welt kam und die Handlungen der Menschen beobachtete, traf ich Viele, sehr Viele, die zu viel für die Pfeife gaben.

Wann ich Jemand sah, der nach Popularität trachtete, indem er sich beständig in politische Händel mischte, seine eigenen Geschäfte vernachlässigte und sie durch diese Vernachlässigung zu Grunde richtete, sagte ich: Er bezahlt wirklich zu viel für seine Pfeife.

## 61.

**Fortsetzung.**

Wenn ich einen Geizhals traf, der auf jede Art von Bequemlichkeit des Lebens, auf alles Vergnügen, Andern Gutes zu thun, auf die Achtung seiner Mitbürger und auf die Genüsse wohlwollender Freundschaft verzichtete, nur um Reichthum aufzuhäufen, so dachte ich: Armer Mann, du bezahlst in der That zu viel für deine Pfeife.

Wenn ich mit einem Mann des Vergnügens zusammentreffe, der jede lobenswerthe Ausbildung des Geistes, jede Gelegenheit, sein Vermögen zu vermehren, bloß sinnlichen Genüssen opfert, so sage ich: Betrogener, du schaffst dir Leiden (or Qual), statt Lust, du giebst zu viel für deine Pfeife.

Sehe ich einen Mann in schöne Kleider, schönes Hausgeräthe und schöne Equipagen, die alle sein Vermögen übersteigen, vernarrt, wofür er Schulden macht und seine Laufbahn im Gefängnisse beschließt, so sage ich: O weh! der hat seine Pfeife theuer, sehr theuer bezahlt!

Wenn ich ein schönes freundliches Mädchen an einen bösen, rohen Mann verheirathet sehe, so sage ich: Wie Schade ist es, daß sie so viel für eine Pfeife gegeben hat!

Kurz, ich bemerkte, daß die Menschen sich den größten Theil ihres Elendes selbst dadurch zuziehen, daß sie den Werth der Dinge nicht richtig (or falsch) schätzen, und daß sie zu viel für ihre Pfeifen bezahlen.

## 62.

**Wohlwollen.**

Die folgende Anekdote von dem Herzog v. M. ist sehr merkwürdig und lobenswerth. Während eines Spazierganges im St. James-Park bemerkte (or sah) der Herzog einen Mann von mittlerem Alter beständig hin und her gehen oder in einer schwermüthigen Haltung auf einer der Bänke sitzen. Da er wünschte,

mehr von ihm zu wissen (or zu erfahren), näherte sich ihm der Herzog mehrere Male und versuchte, ihn in ein Gespräch zu ziehen, aber ohne Erfolg; seine einzigen Antworten waren: Ja, mein Herr; Nein, mein Herr; ich weiß nicht; ich glaube, und so weiter.

Entschlossen, einige Auskunft über ihn zu erlangen, befahl der Herzog einem seiner Diener, ihm nach Hause zu folgen und alle möglichen Nachforschungen zu machen (or anzustellen). Bei seiner Rückkehr benachrichtigte der Diener seinen Herrn, daß er erfahren habe (or hätte), daß der Herr ein Offizier mit einer zahlreichen Familie wäre, und da er nur halben Sold hätte, um sie zu ernähren, so hätte er sie in einen entfernten Theil von England geschickt, wo sie wohlfeiler leben konnte, als in London; daß er ihr den größeren Theil von seinem Solde überschickte, und selbst in London lebte so gut er konnte (so gut es ging), um dem Kriegsministerium nahe zu sein, wo er eine Beförderung suchte.

Der Herzog, nachdem er weitere Auskunft über den Aufenthalt (or über die Wohnung) der Familie erlangt hatte, beschloß, Etwas für den Offizier zu thun, und ihm eine angenehme Ueberraschung zu verschaffen.

### 63.

#### Fortsetzung.

Nach einigen Tagen, als die Vorbereitungen vollendet waren, schickte er einen seiner Bedienten in den Park, um dem Offizier zu sagen, daß sein Herr ihm etwas Wichtiges mitzutheilen hätte, und ihn bäte (or ersuchte), daß er ihn besuchen möchte. Der erstaunte Offizier folgte dem Diener und wurde bei dem Herzog eingeführt (or wurde dem H. vorgestellt), welcher ihm dann sagte, daß eine Dame von seiner Bekanntschaft, die seine Verhältnisse kenne und welche großen Antheil an seinem Wohlergehen nähme, sehr wünschte, ihn zu sehen; daß die Dame an diesem Tage in seinem Hause speisen sollte, und daß er ihn ihr vorstellen würde (or wollte).

Der Offizier hatte sich kaum von seinem Erstaunen erholt, als das Mittagessen angekündigt wurde. Der Herzog führte ihn in den Speisesaal, wo er zu seinem großen Erstaunen seine Frau und seine Familie fand, welche ebenso verwundert und entzückt (or erfreut) waren, mit ihm so unerwartet zusammenzutreffen.

Es scheint, daß der Herzog einen Boten abgeschickt hatte, um die Familie nach London zu bringen (or zu holen), ohne eine Mittheilung an den Gatten zu erlauben, und daß sie eben erst angekommen war. — Nach den gegenseitigen Umarmungen und Glückwünschen (or Beglückwünschungen) unterbrach sie der Herzog, und indem er dem Offizier ein Papier überreichte, sagte er zu ihm: „Mein Herr, ich habe entdeckt (or herausgefunden), daß Sie ein würdiger Mann sind, und daß Ihre gegenwärtigen Mittel nicht hinreichend sind (or nicht hinreichen), Ihre lebenswürdige Familie zu ernähren (or zu erhalten): das Vorrücken in der Armee (or im Heer) ist langsam in Friedenszeiten. Ich habe ein bequemes Landhäuschen mit einem Pachtthof (or einer Meierci) zu Ihren Diensten, nehmen Sie es an, gehen Sie und nehmen Sie Besitz davon und mögen Sie glücklich leben.“ Zu gleicher Zeit überreichte er ihm ein Papier, in welchem (or worin) er erklärte (or anerkannte), daß er das Haus und den Boden dem Herrn — und seinen Erben auf ewig (or für immer) schenkte.

#### 64.

##### Achtung vor der Bibel.

Ein kleiner Knabe, ein Sonntagschüler, wurde eines Tages von seiner Mutter in einen Laden geschickt, um Seife zu kaufen (or zu holen). Die Ladenfrau, nachdem sie sie (or dieselbe) gewogen hatte, nahm (or riß) ein Blatt aus der Bibel, die als Makulaturpapier auf dem Ladentisch lag, worüber der Knabe sehr (or höchlich) erstaunt war und heftig ausrief: „Ei, Madame! das ist ja die Bibel!“ „Gut, was dann, wenn sie es ist,“ erwiderte die Frau. — „Es ist die Bibel,“ wiederholte der Knabe, „und



was wollen Sie damit machen (or anfangen)?“ — „Die Seife einwickeln.“ — „Aber, Madame, Sie sollten dieses Buch nicht zerreißen, denn es ist ja die Bibel!“ rief der Knabe mit besonderem Nachdruck. — „Was thut das? Ich kaufte sie als Makulaturpapier, um sie in dem Laden zu verbrauchen.“

Der kleine Knabe rief mit steigender Wärme: „Was, die Bibel! Ich wünschte, sie wäre mein; ich würde sie nicht so zerreißen.“ — „Gut,“ sagte die Frau, „wenn du mir bezahlen willst, was ich dafür gegeben habe (or gab), sollst du sie haben.“ — „Ich danke (Ihnen),“ erwiderte der Knabe, „ich will nach Hause gehen und meine Mutter um Geld bitten.“

Fort lief er und sagte: „Mutter, Mutter, (ich) bitte, gib mir Geld!“ — „Wofür (or für was)?“ sagte die Mutter. — „Um eine Bibel zu kaufen,“ erwiderte er, „denn die Frau im Laden, zerriß eben die Bibel, und ich sagte ihr, sie sollte es nicht thun; dann sagte sie, sie wollte sie (or dieselbe) mir verkaufen. O Mutter, bitte, gib mir Geld, um sie zu kaufen, damit sie nicht zerrissen werde.“

## 65.

### Fortsetzung.

Seine Mutter sagte: „Es thut mir sehr leid, ich kann nicht, mein lieber Junge (or Knabe); ich habe keines.“ Das Kind weinte, bat noch einmal um Geld, aber umsonst. Dann ging er schluchzend zurück in den Laden und sagte: „Meine Mutter ist arm und kann mir kein Geld geben; aber, o Madame, zerreißen Sie die Bibel nicht, denn meine Lehrer haben mir gesagt, daß sie Gottes Wort ist.“ — Die Frau, als sie bemerkte, daß der Knabe sehr betrübt war, sagte: „Nun, weine nicht, denn du sollst die Bibel haben, wenn du mir ihr Gewicht in Makulatur bringen wirst (or so viel M. als sie wiegt).“ Bei diesem unerwarteten, aber erfreulichen Vorschlag, trocknete der Knabe seine Thränen und sagte: „Das will ich, Madame, und ich danke Ihnen auch.“

Fort lief er zu seiner Mutter und bat sie um Papier. Sie gab ihm alles was sie hatte, und dann ging er in alle Nachbarchäuser und bat um noch mehr; und nachdem er, wie er hoffte, genug gesammelt hatte, eilte er, mit dem Bündel unter dem Arme, in den Laden, und rief beim Eintreten: „Jetzt, Madame, habe ich das Papier (bekommen).“ — „Schr gut,“ sagte die Frau, „laß mich es wägen (or ich will es w.).“ Das Papier wurde in (die) eine Wagschale gelegt und die Bibel in die andere. Die Waage neigte sich zu Gunsten des Knaben, und er rief aus mit Thränen der Freude in den Augen: „die Bibel ist mein;“ und indem er sie ergriff (or nahm) rief er aus: „Ich habe sie, ich habe sie.“ Dann lief er nach Hause zu seiner Mutter und rief, während er ging: „Ich habe die Bibel (bekommen); ich habe die Bibel.“

## 66.

### Das brittische Reich.

Das brittische Reich, seine fremden (or auswärtigen) Besitzungen abgerechnet, besteht aus den Inseln Großbritannien und Irland und aus den kleinern Inseln, welche daran grenzen und denselben unterworfen (or untergeordnet) sind. Großbritannien, die größte und bei weitem die wichtigste der brittischen Inseln, ist (or wird) in die Königreiche England und Schottland eingetheilt. Das erstere nimmt den südlichen, fruchtbarsten und ausgedehntesten, und das letztere den nördlichen, unfruchtbarern und kleinern Theil desselben ein. Nach dem Abzug der Römer aus Großbritannien wurden diese zwei Abtheilungen (or Theile) getrennte und unabhängige Staaten, zwischen welchen häufig die heftigsten Feindschaften bestanden.

In Folge der Heirath Margarethens, der Tochter Heinrich's des Achten von England, mit Jakob dem Vierten, König von Schottland im Jahre 1502, bestieg Jakob der Sechste, König von Schottland, den englischen Thron, nach dem Tode der Königin Elisabeth im Jahr 1604. Aber, ungeachtet (or trotz) dieser Vereinigung der Kronen, hatten die zwei Königreiche besondere und

unabhängige Gesetzgebungen bis 1706, wo (or als) unter der Regierung der Königin Anna, eine gesetzgebende Vereinigung Englands und Schottlands zu Stande gebracht wurde. In vielen Hinsichten jedoch sind die Einrichtungen beider Länder immer noch eigenthümlich. Das Landrecht und die richterlichen Behörden von England sind sehr von denjenigen Schottlands verschieden (or weichen sehr von denen Sch.'s ab); die herrschende Religion und die Kirchenverfassung des ersteren sind auch wesentlich verschieden von denen des letzteren; und die Sitten und Gebräuche der zwei (or beiden) Länder, obschon sie nach und nach einander ähnlich werden, bewahren noch immer viele unterscheidende Züge.

## 67.

### Der jugendliche Märtyrer.

Im dritten Jahrhundert zeigte ein Kind, Namens Chrill, von Cäsarea ungewöhnliche Seelenstärke. Er rief den Namen Jesu Christi beständig an, und weder Drohungen noch Schläge konnten ihn abhalten. Viele Kinder von seinem Alter verfolgten ihn, und sein eigener Vater jagte ihn aus seinem Haus, unter dem Beifall vieler wegen seines Eifers, das Heidenthum zu unterstützen. Er wurde endlich (or zuletzt) vorgeladen, vor dem Richter zu erscheinen, welcher ihn so anredete: „Mein Kind, ich will deine Fehler verzeihen; dein Vater soll dich wieder aufnehmen; es liegt in deiner Macht, deines Vaters Besizthum zu genießen, wenn du nur weise (or klug) bist und dein (eigenes) Interesse berücksichtigt.“

„Ich freue mich, Vorwürfe zu leiden,“ erwiderte Chrill, „Gott wird mich aufnehmen — ich bin froh, daß ich aus unserm Hause weggetrieben bin — ich werde eine bessere Wohnung haben; — ich fürchte den Tod nicht, weil er mich in ein besseres Leben einführen wird.“

Die göttliche Gnade befähigte ihn, dieses gute Bekenntniß zu bezeugen. Man befahl, ihn zu binden, und scheinbar zur Hinrichtung zu führen. Der Richter, in der Hoffnung, daß der Anblick

des Feuers seinen Entschluß überwinden (or besiegen) würde, hatte geheime Befehle gegeben, ihn wieder zurückzubringen. Cyrill blieb unbeeindruckt. Die Menschlichkeit des Richters bewog ihn, seine Vorstellungen noch fortzusetzen.

„Ihr Feuer und Ihr Schwert,“ sagte der junge Märtyrer, „sind unbedeutend, — ich gehe in ein besseres Haus und zu bessern Reichthümern — lassen Sie mich gleich hinrichten, damit ich dieselben (or sie) genießen kann.“ Die Zuschauer weinten. — „Ihr solltet Euch lieber freuen,“ fuhr er fort, „indem ihr mich zu meiner Strafe führt; ihr wißt nicht, welche Stadt ich im Begriff bin, zu bewohnen, noch welches meine Hoffnung ist.“

Er ging in seinen Tod, mitten unter der Bewunderung der ganzen Stadt.

## 68.

### Eine gute Lehre.

Ein Freund des Dekan's Swift schickte ihm eines Tags eine Steinbutte, als Geschenk, durch einen Diener, der schon häufig (or oft) ähnliche Aufträge besorgt hatte, der aber niemals das geringste Zeichen von der Freigebigkeit des Dekan's erhalten hatte. Nachdem er eingelassen war, öffnete er die Thüre des Studierzimmers, stellte den Fisch barsch nieder und rief sehr unhöflich (or grob): „Mein Herr schickt Ihnen hier eine Steinbutte.“ — „Junger Mensch,“ sagte der Dekan, indem er von seinem Lehnstuhl aufstand, „ist das die Art, wie Sie Ihren Auftrag ausrichten (or überliefern)? Lassen Sie mich Sie bessere Manieren lehren; setzen Sie sich in meinen Stuhl, wir wollen die Rollen wechseln, und ich Ihnen zeigen, wie Sie sich künftig benehmen müssen.“

Der Junge (Bursche) setzte sich nieder und der Dekan ging an die Thüre; dann kam er an den Tisch heran mit einem ehrerbietigen Schritt, machte eine tiefe Verbeugung und sagte: „Herr Dekan, mein Herr läßt Sie grüßen, hofft, daß Sie wohl sind und bittet Sie, ein kleines Geschenk anzunehmen.“ „Ei, wirklich!“ erwiderte

der Junge; „sage ihm meinen besten Dank, und da ist eine halbe Krone für dich (selbst).“

Der Defan, auf diese Weise zu einem Akt der Freigebigkeit genöthigt, lachte herzlich und gab dem Knaben eine Krone für seinen Wit (or wigigen Einfall).

### 69.

#### **Rabelais, ein Verräther.**

Dieser berühmte Schöngeist war einmal in einer großen Entfernung von Paris und ohne Geld, um seine Kosten bis dahin zu bezahlen. Da dieser sinureiche Schriftsteller in großer Verlegenheit war, sammelte er eine angemessene Menge Ziegelmehl, vertheilte es in mehrere Papiere und schrieb auf eines: Gift für Monsieur; auf ein zweites: Gift für den Dauphin, und auf ein drittes: Gift für den König. Nachdem er diese Vorkehrung für die königliche Familie von Frankreich gemacht hatte, legte er seine Papiere so, daß sein Wirth, der ein neugieriger Mann und ein guter Unterthan war, sie (or dieselben) sehen konnte.

Der Anschlag (or der Plan) gelang nach Wunsch (or wie er wünschte); der Wirth gab sogleich dem Staatssecretär Kenntniß (davon). Der Minister schickte gleich einen besonderen Boten, der den Verräther an den Gerichtshof brachte, und ihn auf Kosten des Königs, mit den nöthigen Bequemlichkeiten auf der Reise versah. Sobald als er erschien, erkannte man, daß es der berühmte Rabelais war, und da sein Pulver, nach (geschehener) Prüfung, sehr unschuldig befunden wurde, lachte man nur über den Scherz, für welchen ein weniger hervorragender (or ausgezeichneteter) Spatzvogel auf die Galeeren geschickt worden wäre.

### 70.

#### **Glend der Unthätigkeit.**

Das aus der Zurückgezogenheit von dem Lärm der Stadt zu den friedlichen Scenen des Landlebens entspringende Glück, liegt

mehr in der Einbildung, als es sich in der Wirklichkeit zeigt. Ein Handelsmann in London, der sich von dem niedrigsten Rang des Lebens zu (or zum) Reichthum emporgeschwungen hatte, beschloß, sich auf das Land zurückzuziehen, um ungestört den Rest seines Lebens zu genießen. Zu diesem Zweck kaufte er einen Landsitz und ein Wohnhaus in einem entfernten Winkel auf dem Lande und nahm Besitz davon.

Während die Veränderungen und Verbesserungen, welche er machen ließ, vor sich gingen, hielt ihn der Lärm der Hämmer, Sägen, Meißel u. s. w. um ihn her, in guter Stimmung. Aber als seine Verbesserungen beendet und seine Arbeiter entlassen waren, machte ihn die Stille überall mißmuthig, und er fühlte sich ganz ekend. Er mußte seine Zuflucht zu einem Schmied auf seinem Landsitze nehmen, um seinen Geist zu erheitern (or erleichtern), und er machte sich wirklich verbindlich, während einer gewissen Anzahl von Stunden (or einige Stunden lang) im Tage den Blasbalg zu ziehen. In kurzer Zeit hörte dieses auf, die Erleichterung, die er wünschte, zu gewähren; er kehrte nach London zurück und arbeitete als unbezahlter Gehilfe seines eigenen Gehilfen, dem er das Geschäft übergeben hatte.

## 71.

### **Hazaël, König von Syrien.**

In den Tagen Jorani's, des Königs von Israel, blühte der Prophet Elisa. Sein Charakter war so hervorragend und sein Ruf so weit verbreitet, daß Benhabed, (der) König von Syrien, obgleich er ein Götzendiener war, zu ihm schickte, um ihn über den Ausgang einer Krankheit zu befragen, welche sein Leben bedrohte. Der Bote, welcher bei dieser Gelegenheit verwendet wurde, war Hazaël, der einer der Fürsten oder der angesehensten Männer des syrischen Hofes gewesen zu sein scheint.

Mit reichen Geschenken vom König beladen, stellt er sich dem Propheten vor und redet ihn in Ausdrücken der höchsten Achtung

an. Während der Unterredung, welche sie mit einander hatten, heftete Elisa seine Augen (or Blicke) fest auf das Gesicht Hazael's, und indem er, durch einen prophetischen Geist, seine zukünftige Tyrannei und Grausamkeit erkannte, konnte er sich nicht enthalten, in eine Fluth von Thränen auszubrechen.

Als Hazael erstaunt nach der Ursache dieser plötzlichen Rührung fragte (or sich erkundigte), setzte ihn der Prophet offen (or deutlich) von den Verbrechen und Grausamkeiten in Kenntniß, von denen er voraussah, daß er sie später begehen würde. Die Seele Hazael's verabscheute zu dieser Zeit den Gedanken der Grausamkeit. Bis jetzt noch unverdorben durch Ehrgeiz oder Größe, erhob sich sein Unwillen darüber, daß man ihn der grausamen Handlungen, die der Prophet erwähnt hatte, für fähig hielt, und mit großer Wärme erwidert er: „Fürwahr! ist dein Diener ein Hund, daß er so etwas Großes thun sollte.“

Elisa erwidert nicht, als um eine merkwürdige Veränderung anzudeuten, welche in seiner Stellung stattfinden sollte: „Der Herr hat mir gezeigt (or geoffenbaret), daß du König von Syrien werden sollst.“ Im Lauf der Zeit erfüllte sich Alles was vorhergesagt worden war. Hazael bestieg den Thron und der Ehrgeiz nahm Besitz von seinem Herzen. Er schlug die Kinder Israels an allen ihren Rüsten. Er unterdrückte sie während aller Tage des Königs Jehoahaz, und aus dem, was von seinen Thaten erzählt wird, scheint er sich deutlich als das erwiesen zu haben, was der Prophet vorhergesah, daß er sein würde, (nämlich) ein Mann der Gewaltthätigkeit, der Grausamkeit und des Bluts.

## 72.

### Verzweifelte Vaterlandsliebe.

Während der Kriege Napoleons in Spanien, kam ein Garderegiment Jerome's, des vormaligen Königs von Westphalen, unter den Mauern von Figueiras an.

Der General schickte eine Botschaft an den Prior, um anzufragen, ob er für seine Offiziere und Soldaten Erfrischungen bereiten wollte. Der Prior erwiederte, daß die Soldaten gute Quartiere in der Stadt finden könnten, aber daß er und seine Mönche den General und seinen Stab bewirthen wollten.

Ungefähr eine Stunde später wurde ein reichliches Mittagessen aufgetragen; aber da der General aus Erfahrung wußte, wie nöthig es für die Franzosen war, vorsichtig zu sein, wenn sie mit Spaniern aßen und tranken, damit sie nicht betrogen würden, lud er den Prior und zwei Mönche ein, mit ihm zu speisen.

Die Einladung wurde dergestalt angenommen, daß jeder Verdacht beschwichtigt wurde. Die Mönche setzten sich an den Tisch und aßen und tranken reichlich mit ihren Gästen, welche nach der Mahlzeit ihnen für ihre Gastfreundschaft herzlich dankten. Hierauf stand der Prior auf und sagte: „Meine Herren, wenn Sie noch irgend welche weltliche Geschäfte zu erledigen haben, so ist keine Zeit zu verlieren; dieses ist die letzte Mahlzeit, welche Sie und ich auf der Erde einnehmen werden; in einer Stunde werden wir die Geheimnisse der künftigen Welt kennen.“

Der Prior und seine zwei Mönche hatten ein tödtliches Gift in den Wein gegossen, mit welchem sie den französischen Offizieren zugetrunken hatten, und ungeachtet der Gegenmittel, welche sogleich von den Aerzten gegeben wurden, hatte, in weniger als einer Stunde, jeder Mann, Wirth und Gäste, aufgehört zu leben.

### 73.

#### **Werkwürdiges Auskunftsmittel.**

Zwei Irländer, Schmiede von Profession, gingen nach Jamaica. Da sie bald nach ihrer Ankunft fanden, daß sie ohne etwas Geld, um damit anzufangen, Nichts thun könnten, daß sie aber mit sechzig oder siebenzig Pfund und mit Fleiß, im Stande sein könnten, ein Geschäft zu machen, so versielen sie auf das folgende sinnreiche Auskunftsmittel.



Einer von ihnen machte den andern schwarz von Kopf bis zu Fuß. Nachdem dieses geschehen war, führte er ihn zu einem (der) Negerhändler, welcher, nachdem er sein starkes athletisches Aussehen betrachtet und gebilligt hatte, einen Handel machte, achtzig Pfund für ihn zu bezahlen und sich des Kaufes rühmte (or auf den Kauf stolz war), indem er ihn für einen der schönsten Neger auf der Insel hielt. Am nämlichen Abend lief dieser neu fabrizirte (or verfertigte) Neger davon zu seinem Pandemann, wusch sich rein und nahm sein früheres Aussehen wieder an. Belohnungen wurden umsonst in Anschlagzetteln angeboten. Die Verfolgung wurde umgangen, und die Entdeckung durch Sorgfalt und Vorsicht unmöglich gemacht.

Die zwei Irländer fingen mit dem Gelde ein Geschäft an und hatten so viel Glück, daß sie mit einem Vermögen von mehreren tausend Pfunden nach England zurückkehrten. Jedoch vor ihrer Abreise von der Insel, gingen sie zu dem Herrn, von welchem sie das Geld empfangen hatten, riefen ihm den Umstand mit dem Neger in's Gedächtniß zurück und erstatteten sowohl Kapital wie Zinsen mit Dank zurück.

#### 74.

#### Die Störche.

Ein zahmer Storch lebte ruhig in dem Hof der Universität Tübingen in Schwaben (Württemberg), bis der Graf Viktor Grävenitz, ein Student daselbst, nach einem Storchneft nahe bei dem Collegium schoß und wahrscheinlich den Storch darin verwundete. Dies geschah im Herbst, wann (or wo) die Störche ihre Wanderungen beginnen. Im nächsten Frühling bemerkte man einen Storch auf dem Dach des Collegiums, der durch sein unaufhörliches Klappern zu wünschen schien, dem zahmen Storch begreiflich zu machen, daß seine Gesellschaft ihn freuen würde. Aber da die Flügel des Andern gestutzt waren, so wurde der Fremde veranlaßt, mit großer Vorsicht zuerst auf die obere Gallerie herabzukommen, am nächsten Tag

ein wenig niedriger, und zuletzt nach vielen Umständen ganz in den Hof. Der zahme Storch, an nichts Böses denkend (or nichts Böses ahnend), ging ihm mit einem fröhlichen Ton (Klappern) entgegen, als der Andere mit der äußersten Wuth über ihn herfiel.

Die Zuschauer trieben den fremden Storch fort, aber er kam am nächsten Tag wieder zum Angriff, und während des ganzen Sommers wurden Scharmügel (Kämpfe) zwischen ihnen ausgetauscht (or geliefert). Herr Grävenitz hatte gewünscht, daß man dem zahmen Storch nicht beistehen sollte, da er nur einen einzigen Gegner hatte; und da er so genöthigt war für sich selbst zu sorgen, so lernte er vorsichtig sein und vertheidigte sich so (gut), daß am Ende des Feldzugs der Fremde Nichts erlangt hatte.

Im nächsten Frühling jedoch kamen anstatt eines Storches vier, welche sogleich den zahmen Storch angriffen der, in Gegenwart mehrerer Personen sich mit großer Tapferkeit vertheidigte, bis seine Kräfte nachzulassen anfangen, als Hülfsstruppen ihm zu Hülfe kamen. Alle Truthähne, Gänse, Enten und Hühner, welche in dem Hof aufgezogen wurden, wahrscheinlich durch sein mildes Benehmen anhänglich an ihn gemacht, bildeten eine Brustwehre um ihn und erlaubten ihm einen sicheren Rückzug. Hierauf wurde der Feind scharfer beobachtet, bis am Anfang des dritten Frühlings, ungefähr zwanzig Störche in das Universitätsgebäude herunter kamen und ihn des Lebens beraubten. Die einzige Ursache für dieses Uebelwollen war der auf das Nest abgefeuerte Schuß, von dem sie geglaubt haben mochten, daß er von dem zahmen Storch veranlaßt worden sei (war).

## 75.

### Der Riese und der Zwerg.

Einst waren ein Riese und ein Zwerg Freunde und hielten zusammen. Sie machten einen Handel, daß sie einander niemals verlassen, sondern auf Abenteuer ausgehen wollten. Die erste Schlacht, welche sie lieferten, war mit zwei Sarazenen; und der

Zwerg, welcher sehr muthig war, versetzte einem der Kämpfer einen sehr zornigen Streich. Er that dem Sarazenen nur sehr wenig Schaden, welcher sein Schwert aufhob und dem armen Zwerg den Arm völlig abschlug (abhieb). Dieser war jetzt in einem kläglichen Zustand, aber der Riese, welcher ihm zu Hilfe kam, ließ in kurzer Zeit die zwei Sarazenen todt auf dem Feld, und der Zwerg schnitt dem todtten Mann aus Aerger den Kopf ab.

Sie reis'ten dann weiter zu einem andern Abenteuer. Dieses war gegen drei blutdürstige Sathren (Faunen), welche ein Mädchen forttrugen. Der Zwerg war jetzt nicht ganz so wild (or grimmig) wie vorher; aber dessenungeachtet versetzte er den ersten Streich, der durch einen andern erwiedert wurde, welcher ihm das Auge ausschlug; aber der Riese war bald mit ihnen fertig, und wären sie nicht geflohen, so würde er sie gewiß getödtet haben. Sie waren alle (beide) sehr freudenvoll über diesen Sieg (or wegen dieses Sieges), und das Mädchen, welches befreit war, verliebte sich in den Riesen und heirathete ihn.

Sie reis'ten nun weit, und weiter als ich sagen kann, bis sie einer Räuberbande begegneten. Der Riese war zum erstenmal jetzt der Vorderste, aber der Zwerg war nicht weit hinten. Die Schlacht war heftig und lung. Ueberall wohin der Riese kam, fielen Alle vor ihm; aber der Zwerg wäre mehr als einmal beinahe getödtet worden. Zuletzt entschied sich der Sieg für die zwei Abenteurer, aber der Zwerg verlor das Bein. Der Zwerg hatte jetzt einen Arm, ein Bein und ein Auge verloren, während der Riese ohne eine einzige Wunde war. Hierauf rief er seinem kleinen Gefährten zu: „Mein kleiner Held, das ist eine rühmliche Unterhaltung; laß uns noch einen Sieg gewinnen, und dann werden wir für immer Ehre haben.“ — „Nein,“ ruft der Zwerg, welcher um diese Zeit weiser geworden war, „ich sage mich los, ich will nicht mehr kämpfen (or fechten); denn ich finde in jeder Schlacht, daß Sie alle Ehre und Belohnungen bekommen, aber alle Schläge fallen auf mich.“

Ungleiche Verbindungen sind immer nachtheilig für die schwächere Seite (or den schwächeren Theil), die Reichen haben das Vergnügen, und die Armen die Unbequemlichkeiten, welche daraus entstehen.

## 76.

**Rotterdam im Winter.**

Rotterdam bietet bei frostigem Wetter ein merkwürdiges und unterhaltendes Gemälde. Die großen Fenster, aus dem reinsten (or hellsten) Glas gemacht und durch die beständige Sorgfalt der Hausfrauen glänzend (or hell) gehalten, funkeln (or glänzen) in der Sonne mit mehr als gewöhnlichem Glanz; die schönen Bäume, welche längs der Seiten der Straßen gepflanzt sind, sind mit gefrorenem Schnee gefiedert; unzählige Lustboote und Kaufahrtschiffe liegen zusammen gezwängt (or gekellt) in den Kanälen; ihr Tackelwerk, ihre Masten und Wimpel sind auf dieselbe Art überzuckert, wie die Aeste der Bäume; und Schaaren von Männern, Frauen und Kindern, welche mit unglaublicher Schnelligkeit und Geschicklichkeit in ihren Schlitten die Straßen und Kanäle entlang dahingleiten, machen die ganze Ansicht lebendig und unterhaltend.

In der That (or wirklich) trägt durch ganz Holland, im Winter das ganze Land das Aussehen eines Jahrmarktes. Die Kanäle von einer Stadt zur andern, sind oft drei Monate lang zugefroren und bilden einen soliden (or festen) Boden von Eis. Die Landleute fahren (or laufen) mit Milch und Gemüse Schlittschuhe auf den Markt. Manchmal (or zuweilen) kann man eine Gesellschaft von 20 oder 30 zusammen gehen sehen, junge Frauen sowohl als Männer, welche einander bei der Hand halten und mit erstaunlicher Schnelligkeit (or Geschwindigkeit) dahingleiten. Buden sind auf dem Eis erbaut, mit großen Feuern darin (or in denselben), und man sieht jede Art von Unterhaltung auf den gefrorenen Kanälen. Schlitten, mit der Hand gezogen, andere von Pferden, und alle hübsch verziert, und gefüllt mit Damen und Kindern, die in warme

Pelze gehüllt sind, fliegen von einem Ende der Straßen an das andere (or zum andern). Diese Schlitten haben keine Räder, sondern bewegen sich auf einem eisernen, an dem Ende abgerundeten Lauf. Damen aller nördlichen Gegenden (or Länder) lieben das Fahren in "traineaux" an Winter-Abenden sehr. Diese Wägen, hübsch geschnitzt, gemalt und vergoldet, sind in der Form von Löwen, Schwänen, Delphinen, Pfauen oder in irgend einer andern Gestalt gemacht und auf dem Schlitten befestigt. Die Dame ist bei diesen Gelegenheiten prächtig in Sammt, Zobelpelz, Spitzen und Juwelen gekleidet, und ihr Kopf ist gegen die Kälte durch eine mit Pelz besetzte (or ausgeschlagene) Sammthaube geschützt; auch das Pferd ist mit Federn und Schellen verziert (or geschmückt), und ein Hirschgeweih ist auf seinem Kopfe befestigt. Mehrere Pagen zu Pferd mit Fackeln begleiten den Wagen, um die Ausrüstung zur Schau zu stellen und Unglück zu verhüten, da sie oft in den dunkelsten Nächten im Galopp durch die Straßen fahren; aber beim Mondschein macht aller dieser Puz (Staat or Glanz) im Gegensatz zum Schnee die schönste Erscheinung.

## 77.

### Ein westindischer Sklave.

Ein Neger auf einer der Inseln Westindiens (or der westindischen I.), welcher unter den Einfluß religiöser Belehrung gebracht worden war, wurde seinem Besitzer (or Eigenthümer) wegen seiner Rechtsschaffenheit und allgemein guten Aufführung besonders werthvoll, so daß sein Herr ihn zu einer wichtigen Stelle in der Verwaltung seines Landjages erhob. Da dieser Besitzer wünschte, noch zwanzig (or 20 weitere) Sklaven zu kaufen, beauftragte er ihn (or stellte er ihn an), die Wahl zu treffen, und gab ihm Anweisungen, diejenigen zu wählen, welche stark wären und die voraussichtlich gute Arbeiter abgeben würden.

Der Mann ging auf den Sklavenmarkt und fing seine Untersuchung an. Er hatte nicht lange die Schaaren, welche zum Ver-

kauf ausgestellt waren, betrachtet, als er sein Auge fest auf einen alten und abgelebten (or gebrechlichen) Sklaven heftete und seinem Herrn sagte, daß dieser einer davon sein müsse. Der Herr schien sehr erstaunt und machte Gegenvorstellungen. Der arme Kerl (or Mensch) bat, daß ihm seine Bitte gewährt werden möchte, als (or worauf) der Sklavenhändler bemerkte, daß, wenn sie zwanzig kauften, er ihnen den alten Mann drein geben würde.

Der Kauf wurde also gemacht (or geschlossen), und die Sklaven wurden auf die Pflanzung ihres neuen Herrn geführt; aber keinem schenkte der Auswähler die Hälfte der Aufmerksamkeit, die er dem armen alten abgelebten Afrikaner schenkte. Er nahm ihn in seine eigene Wohnung und legte ihn auf sein eigenes Bett; er nährte ihn an seinem eigenen Tisch und ließ ihn aus seinem eigenen Becher trinken; wann er fror, trug er ihn in den Sonnenschein, und wann es ihm heiß war, führte er ihn in den Schatten der Kokosnussbäume.

Erstaunt über die Aufmerksamkeit, welche dieser vertraute Sklave einem Mitssklaven schenkte, befragte sein Herr ihn darüber. Er sagte: „Sie könnten kein so lebhaftes Interesse an dem alten Manne nehmen, wenn Sie nicht einen besondern Grund dazu hätten; — ist er ein Verwandter von Ihnen, vielleicht Ihr Vater?“ — „Nein, Herr, er ist nicht mein Vater.“ — „Dann ist er vielleicht ein älterer Bruder?“ — „Nein, Herr, er ist nicht mein Bruder.“ — „Dann ist er ein Onkel or ein anderer Verwandter.“ — „Nein, Herr, er ist gar nicht von meiner Verwandtschaft, nicht einmal mein Freund.“ — „Dann,“ fragte der Herr, „weßwegen (or aus welchem Grunde) erregt er Ihr Interesse?“ — „Er ist mein Feind, Herr,“ erwiderte der Sklave; „er verkaufte mich dem Sklavenhändler; und meine Bibel lehrt mich (or sagt mir): Wenn mein Feind hungrig ist, soll ich ihm zu essen geben und wenn er durstig ist, zu trinken, denn wenn ich das thue, werde ich feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln.“

## 78.

**Der Bischof und seine Vögel.**

Ein würdiger Bischof, welcher kürzlich in einer Stadt auf dem Continent (or Festland) starb, hatte als Wappen zwei Krametsvögel mit dem Motto: „Kauft man nicht zwei Sperlinge für einen Farthing.“ Dieses seltsame (or sonderbare) Wappen hatte oft Aufmerksamkeit erregt, und viele Leute hatten gewünscht, seinen Ursprung zu erfahren (or zu kennen), da man allgemein annahm, daß der Bischof es selbst gewählt hatte, und daß es auf irgend ein Ereigniß in seinen jüngeren Jahren Bezug hatte (or sich bezog). Eines Tages fragte ihn ein intimer (or vertrauter) Freund um die Bedeutung desselben, und der Bischof erzählte die folgende Geschichte:

„Vor 50 oder 60 Jahren wohnte ein kleiner Knabe in einem kleinen Dorfe an den Ufern der Donau. Seine Eltern waren sehr arm, und sobald der Knabe drei oder vier Jahre alt war, wurde er in den Wald geschickt, um Reißig zur Feuerung aufzulesen. Als er älter wurde, lehrte ihn sein Vater Wachholderbeeren pflücken und sie zu einem benachbarten Brauntweinbrenner tragen, der sie brauchte, um Brauntwein (or Wachholderbranntwein) daraus zu machen.

Tag für Tag ging der arme Knabe an seine Aufgabe und kam auf seinem Wege an den offenen Fenstern der Dorfschule vorbei, wo er sah, wie der Schulmeister eine Anzahl Knaben ungefähr von demselben Alter, wie er (selbst), unterrichtete (or lehrte). Er betrachtete diese Knaben fast mit Gefühlen des Neides, so ernstlich sehnte er sich, unter ihnen zu sein. Er wußte wohl, daß es umsonst sein würde, seinen Vater zu bitten, ihn in die Schule zu schicken, denn seine Eltern hatten kein Geld, den Schulmeister zu bezahlen; und er brachte oft den ganzen Tag mit Nachdenken zu, während er seine Wachholderbeeren pflückte, was er möglicherweise thun könnte, um dem Schulmeister zu gefallen, in der Hoffnung, einige Stunden (or einigen Unterricht) zu bekommen.

Eines Tages, als er traurig dahin ging, sah er zwei von den Knaben, welche zu der Schule gehörten, versuchen, eine Vogelfalle zu stellen, und er fragte einen derselben, für was es wäre. Der Knabe sagte ihm, daß der Schulmeister ein großer Freund von Krametsvögeln wäre, und daß sie (jezt) die Falle stellten, um einige zu fangen. Dies freute den armen Knaben, denn er erinnerte sich, daß er oft eine große Anzahl dieser Vögel in dem Wachholderbeeren-Wald gesehen hatte, wohin sie kamen, um die Beeren zu fressen; und er hatte keinen Zweifel (or er zweifelte nicht), daß er einige fangen könnte.

## 79.

### Fortsetzung.

Am nächsten Tag borgte der kleine Knabe einen alten Korb von seiner Mutter, ging in den Wald und hatte die große Freude, zwei Krametsvögel zu fangen. Er setzte sie in den Korb, band ein altes Taschentuch darüber und trug sie in das Haus des Schulmeisters. Eben (or gerade) als er an die Thüre kam, sah er die zwei kleinen Knaben, welche die Falle gestellt hatten, und fragte sie mit einiger Angst, ob sie Vögel gefangen hätten. Sie antworteten: Nein, und der Knabe, dessen Herz vor Freude klopfte, wurde beim Schulmeister eingelassen. In wenigen Worten erzählte er, wie er die Knaben die Falle hätte stellen sehen und wie er die Vögel gefangen hätte, um sie dem Lehrer als Geschenk zu bringen.

„Als Geschenk, mein guter Junge,“ rief der Schulmeister; „du siehst nicht aus, als wenn du Geschenke machen könntest. Sage mir den Preis, und ich will ihn dir bezahlen und noch überdies (or außerdem) danken.“

„Ich möchte sie Ihnen lieber schenken, (mein Herr),“ sagte der Knabe. Der Schulmeister betrachtete den Knaben, wie er vor ihm stand, bloßköpfig und barfüßig, mit zerrissenen Hosen, die nur halbwegs über die nackten Beine reichten (or gingen). „Du bist ein sonderbarer Knabe,“ sagte er, „aber wenn du kein Geld nehmen



willst, mußt du mir sagen, was ich für dich thun kann, da ich dein Geschenk nicht annehmen kann, ohne Etwas als Vergeltung dafür zu thun. Kann ich Etwas für dich thun?"

"Oh ja!" sagte der Knabe, vor Freude zitternd, "Sie können für mich das thun, was ich lieber hätte als alles Andere."

"Was ist das?" fragte der Schulmeister lächelnd.

"Lehren Sie mich lesen," rief der Knabe, indem er auf die Kniee fiel; "o lieber, guter Herr, lehren Sie mich lesen."

Der Schulmeister willfahrte ihm (or erfüllte seine Bitte). Der Knabe kam in allen seinen freien (or Muße)stunden zu ihm, und lernte so schnell, daß der Schullehrer ihn einem Edelmann empfahl, welcher in der Nachbarschaft wohnte. Dieser Herr, der ebenso edel an Geist, als an Geburt war, nahm sich des armen Knaben an und schickte ihn in die Schule. Der Knabe benützte die Gelegenheit und als er, was er bald that (or wie es bald geschah) sich zu Reichtum und Ehren emporschwang, nahm er zwei Krametsvögel als Wappen an.

"Was wollen Sie damit sagen?" rief der Freund des Bischofs.

"Ich will sagen (or ich meine)," erwiderte der Bischof mit einem Lächeln, "daß ich selbst der arme Knabe war."

## 80.

### Ein aufgeklärtes Geheimniß.

Vor einigen Jahren reisten einige Personen in einem Eilwagen (or Postwagen) nach London, und beim Einbruch der Nacht fingen sie an, ihre Besürchtungen (Furcht) auszudrücken, von Straßenräubern angegriffen zu werden. Ein Herr sagte, er hätte 10 Guineen bei sich und wüßte nicht, wo er sie zur Sicherheit (sicher) verbergen könnte. Eine Dame, welche neben ihm in dem Wagen saß, rieth ihm, sie in seinen Stiefeln zu verbergen, was er sogleich that. Bald nachher kam ein Straßenräuber heran und verlangte ihre Geldbeutel. Die Dame sagte ihm, daß sie kein Geld hätte, aber wenn er die Stiefel dieses Herrn durchsuchen wollte, so würde er zehn Guineen finden.

Der erstaunte Reisende mußte sich unterwerfen und verlor sein Geld, aber sobald der Räuber fort war, überhäufte er die Dame mit Schimpfworten, indem er ihr erklärte, daß sie eine Verbündete des Diebes wäre. Sie erkannte an, (or gab zu) daß der Schein gegen sie wäre, aber sie setzte hinzu, daß sie, wenn die Reisenden ihr die Ehre erweisen wollten, am folgenden Tag mit ihr zu speisen, sie zu ihrer Befriedigung ihr Venehmen erklären würde, welches so geheimnißvoll erschien.

Sie willigte ein und, nachdem sie gemeinschaftlich ein prächtiges Mittagsmahl eingenommen hatten, führte die Dame sie in ihr Besuchszimmer, wo sie sagte, indem sie ihnen eine Brieftasche zeigte: „Hier ist eine Rechtfertigung meines Betragens von gestern Abend; sie enthält Banknoten im Betrag von mehreren hundert Pfund.“ — Dann wandte sie sich an den Herrn und sagte: „Mein Herr, wenn ich nicht die Aufmerksamkeit des Straßenräubers auf Ihre zehn Guineen gelenkt hätte, so würde ich meine Banknoten verloren haben, ich bitte Sie daher, um Sie für Ihren Verlust und Ihren Aerger zu entschädigen, eine Hundert-Pfundnote anzunehmen. Keine Entschuldigung, mein Herr, denn ich schätze mich glücklich, die Andern um diesen Preis gerettet zu haben.“ Die Reisenden waren sehr entzückt über die Großmuth der Dame und belobten sie wegen ihrer Geistesgegenwart.

## 81.

### Dionysius der Tyrann.

Dionysius der Tyrann von Sicilien zeigte, wie weit er vom Glücke entfernt war, selbst während er Ueberfluß an Reichthümern hatte und an allen Vergnügen, welche der Reichthum gewähren kann. Damocles, einer seiner Schmeichler, beglückwünschte ihn über seine Macht, seine Schätze und die Pracht seines königlichen Standes und versicherte, daß nie ein Monarch größer oder glücklicher war als er. — „Haben Sie Lust, Damocles,“ sagte der König, „dieses Glück zu kosten und aus (eigener) Erfahrung zu wissen,

welches meine Genüsse sind, von denen Sie einen so hohen Begriff haben?"

Damokles nahm gerne das Anerbieten an. Hierauf befahl der König, daß ein königliches Festmahl bereitet und ein vergoldeter Sitz für ihn hingestellt werden sollte, bedeckt mit reicher Stickerei und Schenkstische mit goldenen und silbernen Gefäßen von unermesslichem Werth. Pagen von außerordentlicher Schönheit erhielten Befehl, ihm bei Tische aufzuwarten und seinen Befehlen mit der größten Bereitwilligkeit und der tiefsten Unterwürfigkeit zu gehorchen. Weder Salben noch Blumenkränze noch reiche Wohlgerüche fehlten. Der Tisch war mit den ausgesuchtesten Vorräthen aller Art beladen.

Damokles glaubte, er wäre unter den Göttern. Mitten in all diesem Glück sieht er vom Dach (or von der Decke) über seinem Haupt ein glänzendes Schwert herablassen (or daß man . . gl. Schw. herabließ) welches an einem einzigen Haar hing. Der Anblick des ihm so drohenden Verderbens machten seiner Freude und seinem Schwelgen ein Ende. Die Pracht seiner Aufwärter und der Glanz der ausgeschauenen Gefäße machte ihm kein Vergnügen mehr. Er fürchtet sich, seine Hand nach dem Tische auszustrecken. Er wirft den Kranz von Rosen weg. Er beeilt sich, seine gefährliche Stelle (or Lage) zu verlassen, und zuletzt bittet er den König, ihn in seine frühere, niedrige Stelle zurückzusetzen, indem er keine Lust hätte, noch länger eine so schreckliche Art des Glückes zu genießen.

## 82.

### Napoleon und der britische Matrose.

Während die französischen Truppen in Boulogne gelagert waren (or lagerten), wurde die öffentliche Aufmerksamkeit durch den kühnen Fluchtversuch, welchen ein englischer Matrose machte, sehr (or in hohem Grad) erregt. Nachdem dieser Mensch aus dem Depot entflohen war und die Seeküste erreicht hatte, wo ein Wald

ihm als Versteck diente, baute er mit keinem andern Werkzeug als einem Messer ein Boot ganz aus Baumrinde.

Wann (so oft) das Wetter schön war, stieg er auf einen Baum und schaute aus nach der englischen Flagge; und als er endlich einen brittischen Kreuzer bemerkt hatte, lief er (or eilte er) mit seinem Boot auf dem Rücken an das Ufer und war im Begriff, sich in seinem gebrechlichen Fahrzeug den Wellen anzuvertrauen, als er verfolgt, verhaftet und mit Ketten beladen wurde.

Jedermann in der Armee (or dem Heer) war begierig, das Boot zu sehen, und als Napolcon endlich von der Sache gehört hatte, schickte er nach dem Matrosen und verhörte ihn. „Sie müssen,“ sagte Napolcon, „ein großes Verlangen gehabt haben, Ihr Vaterland wieder zu sehen, da Sie sich entschließen konnten, sich in einer so gebrechlichen Barke auf die offene See zu wagen. Ich vermuthete, Sie haben ein Liebchen dort gelassen.“ — „Nein,“ sagte der Matrose, „aber eine arme fränkliche Mutter, die ich zu sehen verlangte (or wünschte).“ — „Und Sie sollen sie sehen,“ sagte Napoleon, indem er zugleich Befehle gab, ihn in Freiheit zu setzen und ihm eine beträchtliche Summe Geld (or Geldes) für seine Mutter zu schenken, und dazu bemerkte, daß diejenige eine gute Mutter sein müßte, welche einen so guten Sohn hätte.

### 83.

#### Befrafter Griz.

Ein geiziger Kaufmann in der Türkei, welcher einen Beutel verloren hatte, der 200 Goldstücke enthielt, ließ ihn von dem öffentlichen Ausrufer ausrufen, indem er die Hälfte von dessen Inhalt demjenigen anbot, der ihn gefunden hätte und zurückbringen würde. Ein Matrose, der ihn aufgehoben hatte, ging zu dem Ausrufer und sagte ihm, er wäre in seinem Besitz, und daß er bereit wäre, ihn unter den vorgeschlagenen Bedingungen zurückzugeben; der Eigenthümer, welcher auf diese Art (or so) erfahren hatte, wo sein Beutel war, dachte, er wollte ihn wieder zu bekommen suchen, ohne Etwas

zu verlieren. Er sagte also zu dem Matrosen, daß wenn er die Belohnung zu erhalten wünschte, er auch einen werthvollen Smaragd zurückgeben müßte, der in dem Beutel gewesen wäre. Der Matrose erklärte, daß er Nichts in dem Beutel gefunden habe, außer dem Geld, und weigerte sich ihn ohne die Belohnung herauszugeben. Der Kaufmann ging und beklagte sich bei dem Rabi (or Richter) der den Matrosen zu erscheinen aufforderte und ihn fragte, warum er den Beutel, den er gefunden habe, zurückhielte. — „Weil,“ antwortete er, „der Kaufmann eine Belohnung von 100 Goldstücken versprochen hat, welche er jetzt zu geben sich weigert, unter dem Vorwand, daß ein werthvoller Smaragd darin gewesen sei, und ich schwöre bei Mahomed, daß in dem Beutel, den ich fand, Nichts als Gold war.“

Der Kaufmann wurde dann gebeten, den Smaragd zu beschreiben und zu erklären, wie derselbe in seinen Besitz gekommen wäre. Er that es, aber auf eine Weise, welche den Richter von seiner Unehrlichkeit überzeugte, und derselbe gab sogleich das folgende Urtheil: „Sie haben einen Beutel verloren, der 200 Goldstücke und einen werthvollen Smaragd enthielt; der Matrose hat einen gefunden, der nur 200 Goldstücke enthält; daher kann es nicht der Ihrige sein; Sie müssen also den Ihrigen wieder (or noch einmal) ausrufen lassen mit einer Beschreibung des kostbaren Steines.“ — „Sie,“ sagte der Richter zu dem Matrosen, „werden den Beutel während vierzig Tagen behalten (or aufbewahren), ohne seinen Inhalt anzurühren, und wenn nach Umlauf dieser Zeit Niemand einen Anspruch darauf gerechtfertigt haben wird, so mögen Sie ihn mit Recht als den Ihrigen betrachten.“

#### 84.

##### Paetus und Arria.

Unter der Regierung des röm. Kaisers Claudius war Arria, die Gemahlin (or Frau) des Cecinna Pötus ein berühmtes Vorbild (or Muster) der Großmuth und ehelichen Liebe.

Es geschah, daß ihr Mann und ihr Sohn Beide zu gleicher Zeit von einer gefährlichen Krankheit befallen wurden. Der Sohn starb. Er war ein Jüngling, begabt mit jeder Eigenschaft des Körpers und Geistes, welche ihn seinen Eltern theuer machen konnte. Das Herz der Mutter war von Kummer zerrissen; doch beschloß sie, das traurige Ereigniß ihrem Mann (or Gemahl) zu verbergen. Sie bereitete und leitete sein Begräbniß so geheim, daß Pötus seinen Tod nicht erfuhr. So oft sie in ihres Mannes Schlafzimmer kam, behauptete sie, ihr Sohn sei besser und so oft er sich nach seiner Gesundheit erkundigte, pflegte sie zu antworten, er habe gut geschlafen oder mit Appetit gegessen. Als sie fand, daß sie ihren Kummer nicht länger mehr zurückhalten konnte, und daß ihre Thränen zu fließen begannen, pflegte sie das Zimmer zu verlassen (or verließ sie das Zimmer) und nachdem sie ihrem Schmerz freien Lauf gelassen hatte, kehrte sie wieder mit trocknen Augen und einem heiterm Gesicht zurück, als wenn sie ihren Kummer hinter sich an der Thüre des Zimmers gelassen hätte. Als Camillus Scribonianus, der Statthalter von Dalmaticn, die Waffen gegen Claudius ergriffen hatte, verband sich Pötus mit seiner Partei und wurde bald zum Gefangenen gemacht und nach Rom gebracht. Als die Wächter im Begriff waren, ihn auf das Schiff zu bringen, bat sie Arria dringend, daß man ihr erlauben möchte, mit ihm zu gehen. „Gewiß,“ sagte sie, „können Sie einem Mann von konsularischem Rang (or Würde) wie er ist, einige Diener nicht verweigern, um ihn zu bedienen, aber wenn Sie mich mitnehmen wollen, will ich allein ihren Dienst verrichten.“ Diese Gunst wurde jedoch verweigert, worauf sie ein kleines Fischerboot miethete, und kühn dem Schiff zu folgen wagte.

## 85.

**Fortsetzung.**

Nach Rom zurückgekehrt, begegnete Arria der Gemahlin des Scribonius in dem Palast des Kaisers, welche sie drängte (or in sie drang) Alles zu entdecken, was sie von dem Aufstande wußte.

„Was!“ sagte sie, „soll ich deinen Rath achten, die du deinen Mann (or Gemahl) in deinen Armen ermorden sahest und doch ihn überlebtest?“ Nachdem Pötus zum Tod verurtheilt worden war, faßte Arria einen überlegten Entschluß, sein Schicksal zu theilen und machte kein Geheimniß aus ihrer Absicht. Als Thrasea, welcher ihre Tochter geheirathet hatte, versuchte, ihr von ihrem Vorhaben abzurathen, sagte er unter andern Gründen, welche er gebrauchte (or anführte) zu ihr: „Würden Sie denn, wenn mir das Leben genommen werden sollte, ihrer Tochter rathen, mit mir zu sterben?“ „Ganz gewiß würde ich das thun,“ erwiderte sie, „wenn sie so lange und in so großer Eintracht mit Ihnen gelebt hätte als ich mit Pötus.“ Indem sie auf ihrem Entschluß beharrte, fand sie Mittel, sich mit einem Dolch zu versehen, und eines Tages, als sie eine mehr als gewöhnliche Düsterei auf dem Gesichte des Pötus beobachtete und merkte, daß der Tod durch die Hand des Henkers ihm schrecklicher erschien als auf dem Felde des Ruhmes; vielleicht auch im Gefühl, daß er hauptsächlich um ihres willen zu leben wünschte, zog sie den Dolch von ihrer Seite und erstach sich vor seinen Augen. Dann zog sie gleich die Waffe aus ihrer Brust heraus und überreichte sie ihrem Mann mit den Worten: „Mein Pötus, es ist nicht schmerzhaft (or es thut nicht weh).“

Plinius.

## 86.

### Ursprung des Raminfegerfestes in London.

Es wurde früher in London am ersten Mai jedes Jahres ein prächtiges Fest den Raminfegern der Hauptstadt gegeben und zwar in Montagu-Haus, Cavendish Square, dem Wohnhaus der Familie Montagu in der Stadt. Diese Sitte soll aus den folgenden Umständen entstanden sein.

Als Lady Montagu, wie gewöhnlich im Sommer auf ihrem Landsitz war, pflegte sie ihren kleinen Knaben Eduard jeden Tag mit dem Bedienten auf den Spaziergang zu schicken, welcher strenge Befehle hatte, ihn nie aus den Augen zu verlieren. Eines Tages

jedoch begegnete der Bediente einem alten Bekannten, ging in ein Bierhaus, um zu trinken, und ließ den kleinen Knaben allein herumlaufen. Nachdem der Bediente einige Zeit beim Trinken geblieben war, kam er heraus, um nach dem Kinde zu sehen, um es zum Mittagessen nach Hause zu führen, aber er konnte es nicht finden. Er wanderte bis zum Abend herum, indem er an jeder Hütte und an jedem Haus nachfragte (or sich erkundigte), aber umsonst, kein Eduard konnte gefunden werden. Die arme Mutter war, wie man sich leicht denken kann, in der größten Angst über die Abwesenheit ihres lieben Knaben, aber es wäre unmöglich, ihren Kummer und ihre Verzweiflung zu beschreiben, als der Bediente zurückkehrte und ihr sagte, daß er nicht wüßte, was aus ihm geworden wäre. Heute wurden ausgesandt, um ihn in allen Richtungen zu suchen; Anzeigen wurden in alle Zeitungen eingerückt, Zettel wurden in London und in den meisten größten Städten Englands angeklebt, welche Jedem, der ihn zurückbringen oder Nachrichten von ihm geben würde, eine ansehnliche Belohnung anboten (or versprachen). Alle Bemühungen waren jedoch fruchtlos und man schloß, daß das arme Kind in irgend einen Teich gefallen, oder daß es (er) von Rattern gestohlen worden sei, welche es nicht zurückbringen würden aus Furcht, gestraft zu werden.

## 87.

**Fortsetzung.**

Lady Montagu verbrachte drei lange Jahre in dieser elenden Ungewißheit; sie kehrte nicht wie gewöhnlich im Winter nach London zurück, sondern brachte ihre Zeit in Kummer und Einsamkeit auf dem Lande zu. Endlich heirathete eine ihrer Schwestern, und nach vielen Weigerungen willigte Lady Montagu ein, bei dieser Gelegenheit einen Ball und ein Abendessen in ihrem Stadthause zu geben. Sie kam nach London, um den Vorbereitungen vorzustehen, und während das Abendessen zubereitet wurde, wurde das ganze Haus erschreckt durch den Ruf „Feuer.“



Es scheint, daß einer von den Köchen eine Pfanne umgeworfen und das Kamin in Brand gesteckt hatte. Man schickte nach den Kaminfegern (or man ließ die K. holen) und ein kleiner Knabe wurde hinaufgeschickt; aber der Rauch erstickte ihn beinahe, und er fiel auf den Herd. Lady Montagu kam selbst mit Essig und einem Riechfläschchen; sie begann (or fing an), seine Schläfe und seinen Hals zu baden, als sie plötzlich ausrief: „Ach! Eduard,“ und fiel besinnungslos zu Boden. Sie erholte sich bald, nahm den kleinen Kaminfeger in ihre Arme, drückte ihn an ihre Brust und rief: „Es ist mein lieber Eduard! es ist mein verlorener Knabe!“

Es scheint, sie hatte ihn an einem Maale am Hals erkannt. Als der Kaminfegermeister gefragt wurde, woher er den Knaben bekommen hätte, sagte er, er habe ihn ungefähr ein Jahr vorher von einer Zigeunerin gekauft, welche sagte, daß er ihr Sohn wäre. Alles, an was (dessen) der Knabe sich erinnern konnte, war, daß einige Leute ihm Obst gegeben und ihm gesagt hätten, sie wollten ihn zu seiner Mama nach Hause führen; aber sie führten ihn weit fort auf einem Esel, und nachdem sie ihn eine Zeit lang behalten hatten, sagten sie ihm, er müßte fortgehen und bei dem Kaminfeger leben, der sein Vater wäre; sie hatten ihn so sehr geschlagen, so oft er von seiner Mama und von seinem schönen Hause sprach, daß er sich fast fürchtete, daran zu denken. Aber er sagte, sein Meister, der Kaminfeger, hätte ihn sehr gut behandelt. Lady Montagu belohnte den Mann reichlich, und von der Zeit an gab sie allen Kaminfegern der Hauptstadt ein Fest am ersten Mai, dem Geburtstag des kleinen Eduard, welcher immer den Vorsitz an dem Tische führte (or präsidirte), der mit der guten, alt-englischen Kost, geröstetem Rindfleisch, Plumpudding und starkem Bier beladen war.

Dieses Ereigniß geschah vor vielen, vielen Jahren, und Lady M. und Eduard sind beide todt; aber der 1. Mai wird noch jetzt als das Kaminfegerfest gefeiert, und man kann sie an diesem Tage in allen Theilen Londons sehen, wie sie geschmückt mit Bän-

dern und allen Arten von Puz vor fast jeder Thüre zur Musik tanzen und mit den Werkzeugen ihres Geschäftes den Takt dazu schlagen.

## 88.

**Gedächtniß.**

Als Voltaire sich am Hofe Friedrich's des Großen aufhielt, soll ein Engländer in Berlin angekommen sein; der hatte ein so außerordentliches Gedächtniß, daß er einen langen Aufsatz wiederholen konnte, ohne ein Wort zu fehlen, wenn er ihm einmal vorgelesen wurde. Der König hatte die Neugier, ihn auf die Probe zu stellen, und der Herr übertraf Alles, was von seinen Leistungen gesagt worden war.

Um diese Zeit benachrichtigte Voltaire seine Majestät, daß er eben ein Gedicht vollendet hatte, welches er mit seiner Erlaubniß ihm vorlesen wollte. Der König gab seine Einwilligung und beschloß sogleich, auf Kosten des Dichters sich zu belustigen. Er ließ den Engländer hinter eine spanische Wand stellen und bat ihn, besonders Acht zu geben auf das, was Voltaire im Begriff wäre, vorzulesen. Der Verfasser kam und las sein Gedicht mit großem Nachdruck vor, in der Hoffnung, den warmen Beifall des Königs zu erlangen. Aber zu seinem großen Erstaunen schien der Monarch ganz gleichgiltig die ganze Zeit während er las.

Als das Gedicht beendet war, bat Voltaire um die Meinung seiner Majestät darüber und erhielt zur Antwort, daß er kürzlich bemerkt habe, daß Herr Voltaire die Werke Anderer sich aneignete, und sie der Welt als seine eigenen gäbe; er wüßte, daß dieses bei dem gegenwärtigen Umstand der Fall wäre, da er dasselbe Gedicht schon einmal gehört hätte, und daß er daher nur sehr unzufrieden sein könnte über den Betrug, welchen man versuchte ihm aufzuheften. Der Franzose war höchst erstaunt und beklagte sich, wie schrecklich man ihm Unrecht thue, da er eben den Tag vorher das Gedicht beendet hätte. — „Gut denn!“ sagte der König, „wir

wollen die Sache auf die Probe stellen. Hierauf rief er den Engländer vor und bat ihn, die Verse, deren Verfasser Herr Voltaire zu sein behauptete, zu wiederholen.

Der Engländer ging nach einer kleinen Pause und mit großer Ruhe durch das ganze Gedicht, ohne ein einziges Wort zu verfehlen. „Nun,“ sagte der König, „müssen Sie nicht gestehen, daß meine Beschuldigung gerecht ist?“

„Himmel!“ rief der Dichter aus, „was habe ich gethan, um dieses Unrecht zu verdienen? Hier muß Zauberei angewendet (gebraucht) sein, um mich meines Rufes zu berauben und mich in Verzweiflung zu bringen.“

Der König lachte herzlich, als er den Dichter in einer solchen Wuth sah, und nachdem er hinlänglich über seinen Zorn geschertzt hatte, erzählte er ihm das Kunststück, welches angewendet worden war und belohnte den Engländer freigebig für die Unterhaltung, die er ihm verschafft hatte.

## 89.

### Unglücksfall im Palast des Fürsten Schwarzenberg in Paris.

Bei der Hochzeit Napoleons und Marie-Luise's gab der Fürst Schwarzenberg ein glänzendes Fest, zu Ehren seines Herrn, des Kaisers von Oesterreich, des Vaters der königlichen Braut. Zu diesem Zweck ließ er in dem Garten seines Palastes in der Chaussee d'Antin eine Art Halle erbauen. In der Mitte des Festes fingen die Vorhänge Feuer und in einem Augenblick stand das ganze Zimmer in Flammen. Napoleon nahm seine Gemahlin in seine Arme und zog sich mit dem Fürsten Schwarzenberg in eine kurze Entfernung zurück. Marie Luise kehrte nach St. Cloud zurück, und Napoleon blieb in dem Garten bis zum Morgen.

Das Gebäude wurde gänzlich verzehrt, und die Schwägerin des Fürsten Schwarzenberg, welche aus der Halle entkommen, aber, wegen eines ihrer Kinder beunruhigt war, war wieder hineingetreten, als sie bei dem Bemühen durch eine kleine Thüre, die in das

Innere des Palastes führte, zurückzuehren, erstickt, und beinahe von den Flammen verzehrt wurde. Große Sorge und Unruhe zeigte sich während der Nacht über ihr Schicksal, als am Morgen ihre Ueberreste unter den Ruinen entdeckt wurden. Der Fürst Kourakin, der russische Gesandte, wurde auch schwer verbrannt, und ungefähr zwanzig Damen und Herrn fielen als Opfer dieses gräulichen Unfalls.

Alle diejenigen, welche im Jahre 1771 Zeugen des Festes gewesen waren, das bei Gelegenheit der Heirath zwischen Ludwig XVI. und Marie Antoinette von der Stadt Paris gegeben wurde, wurden an das unglückliche Ereigniß erinnert, welches in den Champs Elysées und auf dem Platz Louis XV. stattfand, wo beinahe 2000 Personen ankamen, und sahen ein trauriges Omen in der gegenwärtigen Veranlassung.

Obgleich Napoleon nicht abergläubisch gewesen sein soll, wurde er doch sehr dadurch ergriffen, und lange nachher, am Morgen vor der Schlacht bei Dresden, als man ihn benachrichtigte, daß der Fürst Schwarzenberg getödtet worden sei, sagte er: „Er war ein tapferer Mann, aber dessenungeachtet liegt etwas Tröstendes in seinem Tode. Also gegen ihn war damals das verhängnißvolle Omen gerichtet, welches bei jenem Ball am Hochzeitstage vorkam. Wir sind frei davon.“

Zwei Stunden nachher, jedoch, wurde er benachrichtigt, daß Moreau, nicht Schwarzenberg, getödtet worden war.

## 90.

### Bestrafter Undank und Geiz.

Als ein Herr, welcher durch Sorgfalt und Fleiß im Handel ein ansehnliches Vermögen erworben hatte, sich in einem hohen Alter befand, wünschte er, den Lärm der Geschäfte zu verlassen und den Rest seiner Tage in Ruhe zuzubringen. Er hatte einen, kürzlich verheiratheten Sohn, den er als Theilnehmer (Associé) angenommen hatte, und er übergab ihm jetzt das ganze Geschäft und den

Waarenvorrath (or das Kapital). Der Sohn und seine Frau drückten ihre Dankbarkeit für seine Güte aus und versicherten ihn, daß es ihre größte Sorge sein würde, ihn glücklich zu machen.

Während einiger Zeit fand sich der alte Herr sehr behaglich bei seinem Sohn und seiner Schwiegertochter und hoffte, daß seine weltlichen Sorgen vorüber sein würden. Endlich jedoch fing er an, eine kleine Unaufmerksamkeit zu bemerken, welche allmählig bis zu einer gänzlichen Vernachlässigung sich steigerte. Geschmerzt durch solche niedrige Undankbarkeit, theilte er seinen Kummer einem seiner alten Freunde mit, der ihn tröstete, indem er ihn versicherte, daß er bald die gewöhnliche Aufmerksamkeit von seinen Kindern empfangen würde, wenn er seinem Rathe folgen wolle. „Was wollen Sie, daß ich thue,“ sagte der alte Herr. — „Sie müssen mir 500 Pfund St. leihen, und es muß in Gegenwart Ihres Sohnes geschehen (or gethan werden).“ — „500 Pfund! Ich habe nicht so viele Schillinge zu meiner Verfügung.“ — „Das thut nichts,“ erwiderte der Freund, „ich will sie Ihnen leihen, kommen Sie mit mir.“ — Er gab ihm die Summe und setzte den nächsten Tag zu dem Versuche fest.

Er besuchte ihn Morgens um die Frühstückzeit und sagte ihm vor seinem Sohn und seiner Tochter, daß er eine gute Gelegenheit hätte, eine vortreffliche Spekulation zu machen, aber daß er Mangel an baarem Gelde habe. — „Das soll kein Hinderniß sein,“ sagte der alte Herr, „wie viel brauchen Sie?“ — „Ungefähr 500 Pfund,“ erwiderte er. — „O, wenn das Alles ist, steht es zu Ihrem Dienst und zweimal die Summe, wenn nöthig.“ — Der alte Herr ging an sein Pult, zählte das Geld vor, und sagte seinem Freund, er sollte sich zur Bezahlung Zeit nehmen (or sollte es nach Belieben zurückbezahlen). Der Sohn und seine Frau konnten nur schwer (or mit Mühe) ihr Erstaunen verbergen. Als sie sahen (or glaubten), daß ihr Vater eine ansehnliche Summe Geldes zurückbehalten hatte, änderte sich ihr Betragen und von dem Tage an bis zu seinem Tode, hatte der alte Herr keinen Grund über Mangel an Aufmerksamkeit zu klagen.

Er starb einige Jahre nachher, nachdem er vorher sein Testament gemacht hatte, welches er in die Hände seines alten Freundes niederlegte. Es ist der Gebrauch in England, an dem Tage des Begräbnisses das Testament des Verstorbenen in Gegenwart der Familie vorzulesen. Es wurde geöffnet und gelesen; der Sohn und die Tochter hörten mit großer Aufmerksamkeit und hoffnungsvoller Angst zu. Urtheilen Sie, welches ihr Erstaunen war, als sie fanden, daß das einzige Vermächtniß, welches ihr Vater ihnen hinterlassen hatte, ein Recept war, wie man undankbare Kinder belohnt.

---

## B r i e f e .

---

### 91.

#### Bei der Rückgabe einiger Bücher.

Montag Morgen.

Lieber Vetter!

Ich schicke Ihnen die Bücher, welche Sie so gut waren, mir zu leihen, und danke Ihnen sehr für die Unterhaltung, welche sie mir gewährt haben. Ich hoffe, ich habe Sie in keine Verlegenheit gebracht, dadurch, daß ich sie so lange behalten habe. Aber ich versichere Sie, daß es Ihnen frei steht, mit jedem der meinigen daselbe zu thun, und um Ihnen eine Gelegenheit zu geben, schicke ich Ihnen einige, von denen ich glaube, daß sie Sie interessieren werden; behalten Sie sie (or dieselben) so lange es Ihnen gefällt.

Adieu (Leben Sie wohl), empfehlen Sie mich meiner Tante.

Ihr Ergebenster.

## 92.

## Von einem Onkel an seinen Neflen.

London, den 6. Mai 1865.

Mein lieber Nefel!

Da ich gehört habe, daß Du in Deinen Studien sehr fleißig bist, und daß Du große Fortschritte machst, so schicke ich Dir ein kleines Geschenk als Belohnung für Deine Ausdauer. Es ist eine Sammlung von Ch.'s Briefen, zierlich eingebunden; aber nicht auf den Einband wünsche ich Deine Aufmerksamkeit zu lenken; der Inhalt des Buches, mein lieber Nefle, ist es, was ich Deiner Aufmerksamkeit am stärksten empfehle.

Nies, studiere und bringe in Ausübung die Vorschriften, welche Du darin findest, und Du wirst ein guter Mann, eine Zierde der Gesellschaft und ein nachahmungswerthes Muster für die Menschheit werden. Ich schenke Dir das Buch in dem vollen Vertrauen, daß Du Nutzen daraus ziehen wirst, und daß Du es als einen weiteren Beweis empfangen wirst, daß ich immer bin (verbleibe)

Dein Dich liebender

Onkel.

## 93.

## Antwort.

Cambridge, den 10 Mai 1865.

Mein lieber Onkel!

Glauben Sie mir, ich fühle mich sehr geschmeichelt und geehrt durch Ihre gütige Aufmerksamkeit, und ich bin entzückt von dem kostbaren Geschenk, welches Sie mir geschickt haben.

Ich bin glücklich, Ihre Achtung verdient zu haben, und will mich bemühen, Sie zu überzeugen, wie sehr ich wünsche, Ihrem Rath zu folgen, dadurch, daß ich die schätzbaren Lehren aufmerksam durchlese und gewissenhaft befolge, welche Lord Ch. der brittischen Jugend hinterlassen hat.

Adieu mein lieber Onkel, empfangen Sie meinen besten Dank.  
Ich verbleibe

Ihr Sie liebender Nefle

Karl K.

## 94.

Werther Herr!

Ein junger Freund von mir, Herr Williams, ist im Begriff, auf ein Jahr nach London zu gehen, um sich im Zeichnen und Malen zu vervollkommen, wofür er viel Talent hat. Ich glaube, er wird sich als einen angenehmen Zuwachs zu dem Kreise Ihrer Bekanntschaft erweisen, da er ein junger Mann von guter Bildung und angenehmen Manieren ist. Er ist ganz fremd in London, und wenn sich eine Gelegenheit zeigen sollte, seine Kunst auf eine einträgliche Weise auszuüben, so würden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie seine Absichten beförderten; denn obgleich er hinsichtlich seiner Verbindungen und seiner Familie höchst achtbar ist, so zwingen ihn doch einige neulich vorgekommene Unglücksfälle, welche letztere betroffen haben, sich auf die Erzeugnisse seines Pinsels, als ein Mittel seines Unterhalts, zu verlassen. Ich habe ihm einen Brief an Sie mitgegeben, den er Ihnen bei seiner Ankunft übergeben wird, und ich zweifle nicht, daß jede ihm erwiesene Gunst sich reichlich rechtfertigen wird, nicht bloß durch seine Verdienste in seinem Berufe, sondern auch durch das Vergnügen, das seine Bekanntschaft Ihnen gewähren wird.

Ich bleibe, werther Herr,  
Ihr dankbarer und aufrichtiger Freund  
Mathäus Smith.

## 95.

Paris.

Lieber Richard!

In Folge der allgemeinen Flauheit hier und einiger schweren Verluste, die mein Vater kürzlich erlitten hat, habe ich beschlossen, eine Stelle zu suchen und mich zu bemühen, für mich selbst zu sorgen. Da ich weiß, daß Sie in London so viel in Gesellschaft kommen, hielt ich es für wahrscheinlich, daß Sie von Etwas hören könnten, welches für mich paßte. Ich will Ihnen meine Ansicht über die Sache sagen.



Sie wissen, daß ich immer die Bücher meines Vaters geführt habe, durch welches Mittel ich viele nützliche Kenntniffe erworben habe. Ich habe auch zwei Jahre lang Englisch studirt und ansehnliche Fortschritte gemacht. Wenn es nun möglich wäre, eine Stelle in einem englischen Comptoir zu bekommen (or zu erlangen), würde ich gern während des ersten Jahres meine Dienste gegen Kost und Wohnung leisten. Ich würde natürlich ein Haus vorziehen, welches französische Correspondenz hat, da ich im Stande wäre, diesen Zweig (dieses Fach) ganz zu besorgen.

Ich habe meinem Vater meine Absicht (or meinen Plan) noch nicht mitgetheilt, weil ich weiß, daß er mich lieber zu Hause behalten würde; aber er hat eine große (or zahlreiche) Familie zu ernähren, und ich wünsche, seine Last zu erleichtern; überdies ist mein Bruder Wilhelm jetzt fähig, meine Stelle einzunehmen. Wenn Sie schreiben, adressiren Sie an mich poste restante, da ich es meinem Vater nicht früher mittheilen werde, als bis ich Etwas erreicht habe.

Ihr aufrichtiger

Karl Olivier.

Lieber Vater!

96.

Die Furcht, Sie zu beleidigen, und die Hoffnung, daß die Verhältnisse sich bessern würden, haben mich bisher verhindert, mich an Sie zu wenden, in Ansehung meiner Stelle (or in Bezug auf meine Stelle) bei Herrn C. Ich bin jetzt seit zwei Jahren bei ihm, und es thut mir leid, zu sagen, ohne viel Vortheil. Es ist wahr, man behandelt mich gut, soweit als es den Unterhalt betrifft; aber ich bin überzeugt, daß ich mein Geschäft niemals genügend lernen werde, um eine einträglichere Stelle erlangen zu können. Hr. C. ist häufig während 14 Tagen auswärts, indem er das Geschäft unter der Leitung seines Sohnes läßt, der wenig mehr (or nicht viel mehr) davon versteht als ich.

Ich glaube daher, lieber Vater, daß es Schade ist, meine Zeit zu verschwenden und ich würde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie eine Gelegenheit ergreifen wollten, mit Herrn C. darüber (or

über die Sache) zu sprechen. Ich zweifle nicht, daß eine Stelle gefunden werden könnte, welche sich in vielen Hinsichten als vortheilhafter erweisen würde; aber ich möchte wo möglich vermeiden, meinem Prinzipal Anstoß zu geben. Ich überlasse jedoch Alles Ihrem Urtheil und Ihrer Entscheidung, da ich vollkommen überzeugt bin, daß Alles was Sie thun, zu meinem Besten sein wird. Leben Sie wohl, lieber Vater. Ich verbleibe

Ihr gehorsamer und Sie liebender Sohn

Joseph Wilson.

### 97.

#### Auskunft über eine Reise nach London.

London, den 3. Juni 1862.

Gehrter Herr!

Eine Gelegenheit nach London zu reisen hat sich mir so eben dargeboten. Da Sie schon mehrere Male dort gewesen sind, und ohne Zweifel mit den verschiedenen Arten dahin zu reisen und dort zu leben bekannt sind, werde ich Ihnen für einen kleinen Rath über diese Dinge dankbar sein.

Ich gedente so sparsam als möglich zu sein, aber zu gleicher Zeit Alles zu sehen, was ich kann. Ich werde vielleicht 6 Wochen oder 2 Monate bleiben, und möchte gerne wissen, in welchem Stadttheil es für mich am bequemsten wäre, zu wohnen. Ich höre, daß es in L. Square und E. Garden viele möblirte Zimmer gibt; sagen Sie mir, was Sie davon halten (or denken). Vielleicht können Sie mir auch einen Begriff geben, wie viel mich die Reise kosten wird, und ob ich mir lieber englisches Geld vor meiner Abreise verschaffen sollte. Ich möchte auch gern einige kleine Geschenke mitnehmen für einige Freunde, an welche ich empfohlen bin.

Ich beabsichtige in ungefähr einer Woche abzureisen, und werde Ihnen daher für eine bald gefällige Antwort dankbar sein.

Ihr getreuer N. N.

Nachschrift. Wenn ich Aufträge für Sie besorgen kann, so haben Sie nur zu befehlen.

## 98.

## Antwort.

London, den 4. Juni 1862.

Mein lieber Freund!

Ich bin sehr glücklich, Ihnen dienen zu können, und ich schmeichle mir, daß Sie sich an Niemand wenden konnten, der fähiger wäre, Ihnen die nöthige Auskunft zu geben.

Zuerst rathe ich Ihnen mit dem Postwagen nach Calais und dann mit dem Dampfpacketboot direkt nach London zu fahren. Es ist die beste Methode aus mehreren Gründen; zuerst ist es die wohlfeilste, sodann vermeiden Sie die unangenehme Untersuchung Ihrer Koffer in Dover durch die Zollbeamten; es ist wahr, sie werden auch bei Ihrer Ankunft in London untersucht werden, aber es wird Ihnen nicht so viele Mühe machen. Ein anderer Grund, warum ich Ihnen empfehle, direct nach London zu gehen, ist die schöne Landschaft, welche Sie auf jeder Seite jenes prächtigen Flusses (Thames) sehen werden, auf welchem Sie 60 Meilen aufwärts fahren werden. Bei Ihrer Ankunft in London rathe ich Ihnen, eine Wohnung in einem Privathaus zu nehmen, wo Sie mit der Familie essen können; es wird Ihnen eine Gelegenheit geben, sich in der Sprache zu vervollkommen. In Beziehung auf das Geld, ist das beste Mittel, sich einen Creditbrief zu verschaffen; und was Ihre Geschenke betrifft, wenn sie (dieselben) für Damen sind, können Sie nichts Angenehmeres anbieten, als Spitzen oder Handschuhe.

Wenn Sie weitere Auskunft wünschen, geben Sie sich die Mühe, mich vor Ihrer Abreise zu besuchen, und ich will Ihnen alle geben, die ich kann. Ihr ergebenster.

Nachschrift. Ich öffne meinen Brief, um beizufügen, daß ich eben einen Freund gesehen habe, der im Begriff ist, nach London zu gehen, und der glücklich sein wird, Sie zu begleiten; er kann jedoch keinen Tag für seine Abreise festsetzen, da er noch die Ankunft von Briefen aus Bordeaux erwartet.

Wenn Ihre Geschäfte nicht sehr dringend sind, glaube ich, Sie würden wohl daran thun, auf ihn zu warten (or daß Sie auf ihn warteten): Sie würden seine Gesellschaft sehr werthvoll finden, da er nicht nur mit großer Leichtigkeit englisch spricht, sondern auch mit London und mehreren vornehmen Familien bekannt ist.

Er speist morgen mit mir, wenn Sie daselbe thun können, werden Sie eine Gelegenheit haben, seine Bekanntschaft zu machen; wenn nicht, so lassen Sie mich so bald als möglich von Ihnen hören.

## 99.

Madame!

Es thut mir äußerst leid, daß ich in der Nothwendigkeit bin, Ihnen eine unangenehme und betrübende Nachricht über Ihren Sohn Wilhelm zu geben; er erkältete sich vor ungefähr 14 Tagen, und ungeachtet jeder Aufmerksamkeit hat es sich verschlimmert und ein heftiges Fieber herbeigeführt, unter welchem er jetzt schwer leidet. Er hat den besten ärztlichen Rath, den man sich verschaffen kann; aber es thut mir leid zu sagen, er wird täglich schlimmer, und der Arzt hat diesen Morgen erklärt, daß er in einem gefährlichen Zustand ist (sich befindet). Nehmen Sie es, meine liebe Madame, mir nicht übel, daß ich Sie nicht früher benachrichtigt habe. Ich hoffte, es würde vorübergehen, und daß er wieder hergestellt (genesen) sein würde, ehe Sie wüßten, daß er krank war. Meine Hoffnungen sind jedoch getäuscht, und ich bin gezwungen, Ihnen die schmerzliche Nachricht zu geben.

Ich erlaube mir, Sie zu versichern, daß Nichts vernachlässigt worden ist, und daß er behandelt wird, wie wenn er mein eigener Sohn wäre. Er wünscht sehr, Sie zu sehen und sagt, daß er Ihnen etwas mitzutheilen hat. Wenn Sie kommen können, werden wir Ihnen ein Zimmer einräumen, so lange als es Ihnen gefällt zu bleiben.

Der Doktor hat in diesem Augenblick noch einen Besuch gemacht und sagt, daß er eine günstige Veränderung seit diesem Morgen

bemerte. Wenn meine Hoffnungen nicht schon so oft getäuscht worden wären, würde ich diesen Brief nicht schicken; meine Angst jedoch treibt mich, es nicht länger aufzuschieben. Ich hoffe ernstlich (zuversichtlich), daß Sie ihn bei Ihrer Ankunft viel besser finden werden. Ich verbleibe, Madame, hochachtungsvoll

Ihr ergebenster

John Britchard.

### 100.

#### Ueber eine Reise nach Marseille.

Marseille, den 10. Mai 1865.

Meine liebe Schwester!

Als ich Dir zuletzt schrieb, war ich auf dem Punkte nach Marseille abzureisen, wo ich vorgestern angekommen bin. Ich habe die Reise nicht so angenehm gefunden, als diejenige von Paris nach Lyon. Die Straßen sind äußerst staubig, und das Land felsig und gebirgig; das Wetter jedoch ist schön, obschon ein wenig heiß.

Ich habe schon mehrere Besuche gemacht und einen großen Theil der Stadt gesehen, welche mir sehr wohl gefällt, besonders die sogenannte Neustadt; die Straßen sind sehr rein und gut gepflastert, die Hauptstraße ist elegant und führt gerade an den Hafen, welcher sehr geräumig (groß), und von Schiffen aller Nationen besucht ist.

Du wirst vielleicht fragen, wie ich mit diesen Dingen so gut bekannt sein kann, nach einem Aufenthalt von zwei Tagen; ich will es Dir sagen. Unser vortrefflicher Freund, Herr H., ist so gütig gewesen, mich in der Stadt herumzuführen und alles Sehenswürdiges zu beschreiben; er hat mich auch eingeladen, am nächsten Sonntag mit seiner Familie in seinem Landhause zu speisen.

Du sagst nicht in Deinem letzten Brief, ob Du ein kleines Päckchen erhalten hast, welches ich Dir von Lyon schickte; verfehle nicht, mich es in Deinem nächsten wissen zu lassen. Wenn es mir ferner in M. gefällt, werde ich einige Zeit bleiben; deswegen wird.

Dein nächster Brief mich höchst wahrscheinlich in Nr. 45 in der Beaubeaufträge finden. Ich bitte, schicke mir alle Neuigkeiten, die Du kannst, und richte unsern lieben Freunden meine freundlichen Grüße aus. Lebe wohl, liebe Anna, empfang die besten Wünsche von  
Deiner Dich liebenden Schwester.

## 101.

Von Lord Byron an seine Mutter.

Konstantinopel, den 18. Mai 1810.

Geehrte Frau!

Ich kam vor einigen Tagen in einer englischen Fregatte von Smyrna hier an, ohne erwähnenswerthe Ereignisse, ausgenommen, daß ich landete, um die Ebenen von Troja zu sehen, und nachher, als wir in den Dardanellen vor Anker lagen, von Sestos nach Abydos schwamm, um Monsieur Leander nachzuahnen, dessen Geschichte Sie ohne Zweifel zu wohl (or gut) kennen, als daß ich Etwas darüber beifügen müßte, ausgenommen daß ich über den Hellespont schwamm, ohne einen so guten Beweggrund für dies Unternehmen zu haben. Da ich im Begriff bin, den Kapudan-Pascha zu besuchen, so werden Sie die Kürze meines Briefes entschuldigen.

Wenn Herr Abair Abschied nimmt, soll ich den Sultan und die Moscheen sehen, und so weiter.

Ich verbleibe stets der Ihrige.

Byron.

## 102.

Herr Sterne an Herrn Pandgard.

Turin, den 15. November 1765.

Geehrter Herr!

Nach vielen Schwierigkeiten bin ich wohlbehalten hier angekommen, obschon ich acht Tage zubrachte, die Gebirge Savoyens zu passiren. Ich werde hier zehn Tage (lang) aufgehalten, da die

ganze Gegend zwischen hier und Mailand unter Wasser steht durch unausgefüllte Regen(güsse); aber ich bin sehr glücklich und habe meinen Weg schon in ein Duzend Häuser (or Familien) gefunden. Morgen soll ich dem König vorgestellt werden, und wenn die Cere- monie vorbei ist, werde ich meine (or alle) Hände voll Einladungen haben. Es sind keine Engländer hier, außer Sir James M., welcher viele Achtung genießt, und Herrn D. Wir sind immer beisammen.

Meine besten (or freundlichen) Grüße an Alle. Bitte, befördern Sie die Inlage.

Ihr ergebenster

L. Sterne.

### 103.

Geehrter Herr!

Nach den vielen Veranlassungen, welche ich Ihnen zum Verdruß gegeben habe, erlauben Sie mir, um Ihren Rath in einer Angelegenheit zu bitten, welche mein Leben entweder behaglich oder elend machen kann. Sie wissen, zu welcher niedrigen Ebbe meine Thorheit und meine Verschwendung mich gebracht haben. Ihre großmüthige Nachsicht hat Sie veranlaßt, Ihre Güte — zu meiner Beschämung sage ich es — sogar über die Grenzen auszudehnen, welche die Klugheit und eine nothwendige Rücksicht auf den Rest (or die übrigen Glieder) Ihrer Familie erlauben würden; daher kann ich auf keine weitere (or fernere) Unterstützung von Ihnen hoffen. Zu Etwas muß ich mich jedoch entschließen, um meinen Unterhalt zu verdienen, und mit dieser Absicht kann ich mich nur freuen über das Anerbieten, welches mir gestern von Herrn Rich, dem Direktor eines unserer Theater, gemacht wurde. Er speiste zufällig bei meinem Onkel, als ich dort war. Nach dem Mittagessen war der Gegenstand des Gesprächs die Kunst des Schauspielers (or die Schauspielkunst), worauf mein Onkel Veranlassung nahm, die kleinen Anläufe (or Versuche) in dieser Richtung zu erwähnen, womit ich mich in meinen heitereren Augenblicken belustigt

habe, und zwang mich theilweise, eine Probe von meinen Fähigkeiten zu geben. Es gefiel dem Herrn Rich, seine Billigung meiner Haltung und meiner Stimme zu erklären, und als man ihm meine Umstände erzählte, bot er an, mich sogleich zu engagiren, mit einem für den gegenwärtigen (or jetzigen) Unterhalt genügenden Gehalt, und einer weitem Ermuthigung, wenn man finden würde, daß ich sie verdiene. Eine halbe Benefiz-Vorstellung versprach er mir in der ersten Saison (im ersten Jahr), welche, wie ich glaube, durch meine zahlreichen Bekanntschaften ziemlich gut ausfallen dürfte. Ich bin kein Freund von diesem Leben; aber ich sehe kein anderes Mittel, mich anständig durchzubringen (or zu ernähren).

Ihre baldige Antwort, geehrter Herr, wird stets dankbar angenommen werden von

Ihrem gehorsamen, obschon unglücklichen Sohn

David Garrick.

#### 104.

##### Maria Stuart an die Königin Elisabeth.

Madame!

Ich bin enttäuscht; ich hatte mich auf Ihre Gnade und Großmuth verlassen. Warum wollen Sie mich nicht sehen? Warum werfen Sie mich in ein Gefängniß, anstatt mir einen Palast anzubieten? Warum habe ich mir Ihren Haß eher als Ihre Freundschaft zugezogen? Mit welchem Recht verurtheilt mich Ihr Geheimer Rath und Ihr Parlament zum Gefängniß und zu Ketten? Verfolgen Sie mich, Madame, weil mein Glaube von dem Ihrigen verschieden ist und weil wir nicht Töchter derselben Kirche sind? Ist das ein politischer Grund, warum ich Ihre Ungerechtigkeit ertragen muß? Indessen, Madame, wenn Sie keine Rücksicht auf meinen Rang und auf mein Unglück nehmen, geruhen Sie wenigstens ein wenig Rücksicht auf meine Lage zu haben. . . Sie wünschen mich zu schrecken, ich weiß es, und ich weiß warum! Wissen Sie also, daß ich Nichts fürchte. Elisabeth kennt Maria Stuart's



Seelengröße noch nicht. Ich will unter der Trübsal schweigen, weil ich zu meinem Troste (or um mich zu trösten) Einen habe, der Königreiche gibt und nimmt, der Throne errichtet und umstürzt. Regieren Sie, Elisabeth, regieren Sie in Frieden und Ruhm, aber vergessen Sie nicht, mit Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu regieren.

## 105.

Mein lieber Sohn!

Ein Wechsel von 90 Pfund Sterling wurde mir neulich gebracht, welcher angeblich von Dir auf mich gezogen sein sollte. Ich hatte Anfangs Bedenken, ihn zu bezahlen, nicht wegen der Summe, sondern weil Du mir keinen Avis-Brief geschickt hattest, was in solchen Geschäften immer gethan wird; und noch mehr, weil ich nicht merkte, daß Du ihn unterschrieben hattest. Der Mensch, welcher ihn überreichte bat mich, noch einmal zu sehen, und sagte, daß ich Deinen Namen unten entdecken würde. Ich sah daher noch einmal hin, und bemerkte, mit Hilfe meines Vergrößerungsglases, daß das, was ich zuerst nur für Jemandes Zeichen genommen hatte, wirklich Dein Name war, in der schlechtesten und kleinsten Handschrift (or Schrift), die ich je in meinem Leben gesehen habe, geschrieben. Ich kann nicht ganz so schlecht schreiben, aber es war Etwas wie dieses: Philipp Stanhope.

Indessen bezahlte ich den Wechsel aufs Gerathewohl, obschon ich fast lieber das Geld verlieren wollte, als daß eine solche Handschrift die deinige sein sollte. Wenn Du in solcher Schrift an das Ministerium schreiben würdest, so würde Dein Brief sogleich dem Entzifferer geschickt werden, wie wenn er Dinge von der äußersten Heimlichkeit enthielte, die sich nicht eigneten, der gewöhnlichen Schrift anvertraut zu werden; wogegen (or während) ein Antiquar (or Alterthumsforscher) es gewiß mit dem römischen, keltischen oder flavonischen Alphabet probiren würde, indem er nie vermuthen würde, daß es eine moderne Schrift ist (or sei). Ich habe Dir oft gesagt, daß jeder Mensch, welcher den Gebrauch seiner Augen

und seiner Hand hat, jede Handschrift schreiben kann, welche ihm gefällt (or welche er will).

Du wirst vielleicht sagen, daß, wenn Du so schlecht schreibst, es darum ist, weil Du in der Eile bist, worauf ich antworte: „Warum bist Du jemals in Eile (or eilig)?“ Ich gestehe es, Deine Zeit ist viel in Anspruch genommen, und Du hast viele verschiedene Dinge zu thun; aber erinnere Dich, daß Du besser daran thun würdest, die Hälfte derselben (or von ihnen) gut zu thun, und die andere Hälfte ungethan zu lassen, als sie alle gleichgiltig (or schlecht) zu thun. Ich hoffe, Du wirst mich nie wieder eine so schlechte Handschrift sehen lassen. In dieser Erwartung verbleibe ich

Dein Dich liebender (Vater)

Chesterfield.

## 106.

Lieber Vetter!

Ich bin gerade im Begriff, nach Wells abzureisen, und habe nicht Zeit, so viel über den Anlaß, worüber ich Dir jetzt schreibe, zu sagen, als ich wohl möchte. Ich höre, daß Herr Dandj und Du in der letzten Zeit eine solche Vertrautheit geschlossen haben, daß Ihr fast niemals getrennt seid; und da ich weiß, daß seine Moral nicht die beste ist, noch seine Verhältnisse die glücklichsten sind, so fürchte ich, er wird, wenn er es noch nicht gethan hat, Dich einsehen lassen, daß er besser weiß, was er thut, indem er Deine Bekanntschaft sucht, als Du, indem Du die seinige pflegst.

Ich bin weit entfernt zu wünschen (or von dem Wunsch), Dich in irgend einer nothwendigen oder unschuldigen Freiheit zu beschränken, oder Dir hinsichtlich der Wahl eines Freundes zu viel vorzuschreiben; auch bin ich nicht dagegen, daß Du gegen Fremde freundlich bist, denn Deine Bekanntschaft mit diesem Herrn ist kaum einen Monat alt. Aber Du mußt nicht denken, daß jeder Mensch, dessen Unterhaltung angenehm ist, geeignet ist, sogleich als (ein) Freund behandelt zu werden. Von allen Arten von Freundschaft versprechen die voreilig geschlossenen die geringste Dauer und Be-

friedigung, da sie gewöhnlich aus einer (unedlen) Absicht auf der einen Seite, und Schwäche auf der andern Seite entstehen. Wahre Freundschaft muß die Wirkung langer und gegenseitiger Bekanntschaft und Achtung sein. Sie sollte als Band eine Gleichheit der Jahre, eine Ähnlichkeit der Sitten, und so viel als möglich eine Gleichheit der Verhältnisse und des Ranges haben.

Aber, im Allgemeinen gesprochen, trägt eine übergroße Offenheit gegen einen Fremden gewöhnlich starke Anzeichen der Unbesonnenheit an sich und endigt nicht selten in Reue. Aus diesen Gründen empfehle ich Dir, auf Deiner Hut zu sein und vorsichtig in dieser neuen Verbindung fortzufahren. Herr D. hat Lebhaftigkeit und Wit (Humor) genug, um jedem leichtsinnigen Menschen zu gefallen; aber hätte ich mein Urtheil über ihn zu geben so würde ich erklären, daß er passender für den Theetisch, als für das Arbeitszimmer ist. Er ist lebhaft, aber sehr oberflächlich, und behandelt alle ernstesten Gegenstände mit einer Verachtung, die schlechten Gemüthern nur zu natürlich ist, und ich kenne mehr als einen jungen Menschen, aus dessen guter Meinung (von ihm) er Nutzen gezogen, und die er weiser gemacht hat, freilich (wiewohl) auf ihre eigenen Kosten, als er sie gefunden hatte.

Die Warnung, welche ich Dir hier gebe, ist die reine Wirkung meiner Erfahrung im Leben, einiger Kenntniß von Deinem neuen Kameraden, und meiner Liebe zu Dir. Der Gebrauch, welchen Du von derselben (or davon) machst, wird zeigen, ob Du diese Sorge (or Theilnahme) verdienst von

Deinem Dich liebenden Verwandten

H. Chester.

### 107.

Dr. Johnson an Herrn Elphinstone.

Den 27. Juli 1778.

Geehrter Herr!

Nachdem ich selbst ertragen habe, was Sie jetzt leiden, kenne ich sehr gut das Gewicht Ihres Kummers, wie sehr Sie Trost

bedürfen, und wie wenig Trost man geben kann. Ein Verlust wie der Ihrige zerreißt das Gemüth und bricht das ganze System von Zwecken und Hoffnungen. Er läßt eine gräßliche Leere im Leben, die Nichts gewährt, woran die Neigungen haften, oder worauf die Bestrebungen gerichtet werden können. Alles dieses habe ich erfahren, und es ist jetzt, bei dem Wechsel der Dinge, Ihre Reihe, es zu erfahren. Aber in den Bedingungen menschlicher Wesen muß man einer den andern verlieren. Wie groß würde das Elend des Lebens sein, wenn man nicht immer Etwas in Aussicht hätte, irgend ein unveränderliches und unfehlbares Wesen, zu dessen Gnade (or Erbarmen) der Mensch seine Zuflucht nehmen muß!

Hier müssen wir ruhen. Das höchste Wesen ist das Gütigste (or Wohlwollendste). „Wir sollen uns nicht um die Todten grämen, wie Menschen ohne Hoffnung,“ weil wir wissen, daß sie in Seiner Hand sind. Wir haben in der That keine Zeit, uns lange zu grämen, weil wir eilen, ihnen zu folgen. Ihr Lebenslauf und der meinige sind von vielen Hindernissen unterbrochen worden, aber wir müssen demüthig auf ein glückliches (or seliges) Ende hoffen.

Ich verbleibe, geehrter Herr, u. s. w.

### 108.

Mein lieber Freund!

Ich erfahre (or höre), daß Sie die Gewohnheit haben, früh zu Bett zu gehen, und daß Sie nicht aufstehen, bis das Frühstück bereit ist. Ist das wahr? Ich kann es kaum glauben, weil ich dächte, daß Sie besser wüßten wie Sie Ihre Zeit anwenden sollten.

Der Mensch lebt nur so lang, als er wach ist und etwas Nützliches thut. Wenn Sie zwölf Stunden von den 24 wegschlafen, so leben Sie nur die eine Hälfte Ihres Lebens, und von dem(jenigen), der das Alter von fünfzig erreicht, wovon er die eine Hälfte im Bett zugebracht hat, kann man nicht sagen, daß er mehr als 15

Jahre (wirklich) gelebt hat, weil er den Rest seiner Zeit mit Essen, Trinken, Spielen, Ankleiden und andern mehr oder weniger unnützen Dingen zugebracht hat.

Was können wir zur Rechtfertigung eines solchen Mißbrauchs unserer Zeit sagen?

Sie werden finden, daß sechs oder sieben Stunden von 24 ganz genügend sind, um wieder Stärke für die Anstrengungen des folgenden Tages zu gewinnen.

Je weniger Sie schlafen, desto länger leben Sie, und darin, daß Sie Ihre Zeit nützlich anwenden, besteht die große Kunst, das Leben zu verlängern.

Nehmen Sie meinen Rath an; versuchen Sie, diese schlechte Gewohnheit abzulegen. Es kann nur Ihrer Gesundheit zuträglich sein und Ihr eigenes Interesse befördern.

Ihr wohlmeinender

Johann Bennet.

### 109.

Geehrter Herr!

Ich schrieb Ihnen durch Herrn Bright, aber da ich keine Antwort erhalten habe, so beunruhigt mich dieses. Obgleich ich so sparsam als möglich gewesen bin, so finde ich doch, daß das Taschengeld, welches Sie mir monatlich von Hrn. Walter zu nehmen erlaubten, nicht hinlänglich ist, um meine nothwendigen Ausgaben zu bestreiten, obschon es Anfangs so war. London ist ein solcher Ort, daß, wenn man nicht Etwas vorstellt, man sicherlich mit Verachtung behandelt und als Gegenstand des Spottes bezeichnet wird.

Ich versichere Sie, daß ich die Verschwendung so sehr verabscheue, als Sie es (nur) wünschen können, und die kleine Summe, welche ich als Zulage zu Ihrer frühern Verwilligung verlange, soll nur mein eigenes Interesse befördern, das Ihnen gewiß ebenso sehr am Herzen liegt, als es einem Vater möglich ist.

Mein Prinzipal wird bezeugen, daß mein Betragen mit den strengsten Regeln der Moral (or Sittlichkeit) übereinstimmend gewesen ist.

Ich überlasse es Ihrem Urtheil, was Sie für gut befinden, mir in Zukunft (or künftig) zu erlauben. Ich wollte mein Geldbedürfniß dem Herrn W. nicht sagen (or erwähnen), und aus diesem Grunde habe ich (bis jetzt) nicht mehr genommen, als was Sie angeordnet haben. Ich hoffe, Sie werden durch das, was ich geschrieben habe, nicht beleidigt sein, da ich mich immer glücklich schätzen werde, meine Pflicht zu erfüllen und mir die Gunst (or das Wohlwollen) meiner geehrten Eltern zu verschern.

Ich verbleibe, geehrter Herr, Ihr Sie liebender Sohn  
Albert.

## 110.

### Lord Chesterfield an seinen Sohn.

Lieber Junge!

Leute von deinem Alter haben gewöhnlich eine unvorsichtige Freimüthigkeit an sich, welche sie zur leichten Beute und zum Spielball der Listigen und Erfahrenen macht; sie halten jeden Schurken oder Narren, der sich für ihren Freund ausgibt, wirklich dafür; und vergelten diese Erklärung einer verstellten Freundschaft mit unbedachtسامem und unbegrenztem Zutrauen, immer zu ihrem Schaden, oft zu ihrem Verderben. Hüte dich also, jetzt da du in die Welt eintrittst, vor diesen falschen Freundschaften. Nimm sie mit großer Artigkeit, aber auch mit großem Unglauben auf; und vergelte sie mit Complimenten, aber nicht mit Vertrauen. Laß nicht deine Eitelkeit und Selbstliebe dir weis machen, daß die Leute auf den ersten Anblick oder selbst nach kurzer Bekanntschaft deine Freunde werden. Die wahre Freundschaft wächst langsam, und nur wenn sie auf den Stamm bekannten und gegenseitigen Verdienstes gepfropft ist.

Es gibt eine andere Art angeblicher Freundschaft unter euch jungen Leuten, die zeitweilig warm ist, aber glücklicherweise von

kurzer Dauer. Diese Freundschaft wird eilig erweckt, dadurch daß sie zufällig zusammengewürfelt werden und dieselbe Laufbahn der Schwelgerei und der Ausschweifung verfolgen. Wahrlich eine schöne Freundschaft! und gut zusammenhängend durch Leichtsin und Trunkenheit. Sie würde besser eine Verschwörung gegen Moral und Sittlichkeit genannt, und als solche von dem Richter bestraft. Jedoch, sie haben die Frechheit und die Thorheit dieses Bündniß Freundschaft zu nennen. Sie leihen einander Geld zu schlimmen Zwecken; sie lassen sich für ihre Mitschuldigen in Offensiv- und Defensiv-Streitigkeiten ein; sie sagen einander alles was sie wissen, und oft noch mehr; bis plötzlich irgend ein Zufall sie zerstreut, und sie nicht mehr an einander denken, außer etwa um ihr unbesonnenes Vertrauen zu verrathen und darüber zu lachen. Vergiß nicht einen großen Unterschied zu machen zwischen Genossen und Freunden; denn es kann Jemand ein sehr gefälliger und angenehmer Genosse und ein sehr unpassender und sehr gefährlicher Freund sein.

Ich sehne mich meine verschiedenen Correspondenten in Leipzig über deine Ankunft daselbst zu hören, und was für einen Eindruck du zuerst auf sie machen wirst; denn ich habe Arguse mit hundert Augen, welche dich aufmerksam beobachten und mir treulich berichten werden. Mein Bericht wird gewiß wahr sein; es hängt von dir ab von welcher Art er sein wird. Lebe wohl!

---

## Historische Stücke.

---

### 111.

#### Franklin.

Benjamin Franklin war eher ein merkwürdiger, als ein fein gebildeter Mann, und sein Name in England ist mit dem Begriff weltlicher Klugheit und starken Menschenverstandes verknüpft;

---

während er in den Vereinigten Staaten von Amerika fast verehrt wird, als einer der Leiter (or Führer) ihres Kampfes für die Unabhängigkeit. Er hat auch einige Aufmerksamkeit durch seine Versuche über den Blitz auf sich gezogen. Die Vorfahren (or Voreltern) seiner Familie waren Engländer gewesen, aus Eaton, in Northamptonshire, aber zu der Zeit, als die Kolonien von Nordamerika einen leichten Zufluchtsort für Alle gewährten, welche mit der Regierung zu Hause unzufrieden waren, wechselten sein Vater und sein Onkel ihren Glauben, wurden dissenters und setzten über den atlantischen Ocean, um sich in Neu-England niederzulassen.

Hier trieb sein Vater das Geschäft eines Seifensieders und Lichtgießers. Benjamin Franklin wurde im Jahr 1705 geboren und war ein Glied von einer Familie von 13 Kindern. Er wurde in mehreren Geschäften probirt, von denen ihm keines gefiel. Endlich entschloß er sich zu dem Geschäft eines Buchdruckers, das zu jener Zeit in der neuen Niederlassung (or Kolonie) nicht viel betrieben wurde. Sein Vater scheint viel dazu beigetragen zu haben, den jungen Charakter seines Sohnes zu bilden; durch sein Beispiel lehrte er ihn, nach hohen und ehrenvollen Zielen zu streben; durch die Strenge seiner Bemerkungen nöthigte er ihn, auf die Ausbildung eines genauen und richtigen Geschmacks im Styl, Mühe zu verwenden, und durch seine eigene Dürftigkeit lehrte er ihn, sein tägliches Brod mit Fleiß und Ehre zu verdienen.

Mit 17 Jahren wurde er mit seinem ältern Bruder uneinig, dem er als Lehrling verbunden war, und reiste fort (or machte sich auf den Weg), um in New-York sein Glück zu suchen. Nach mehrmonatlicher Arbeit kam er nach England, wo er in eine Druckerei eintrat und anderthalb Jahre arbeitete. Dieser Besuch zeigte sich als sehr vortheilhaft für ihn, sowohl direkt in seinem Geschäft als Buchdrucker, als auch indirekt, indem er seinen Geist erweiterte. Seine Energie (or Thätigkeit) und Ausdauer machten ihn zuletzt zu einem glücklichen Geschäftsmann, wie man billiger Weise erwarten konnte.



Als die Streitigkeiten zwischen den amerikanischen Kolonien und dem Mutterlande ausbrachen, wurde Franklin als Agent in England, Canada und Frankreich angestellt, und die Kunst des Styls, in welcher er ein Meister geworden war, wurde jetzt zum Entwerfen von Bittschriften, Manifesten und Erklärungen angewendet, zur Vertheidigung der Politik der neuen Republik. Er wurde zu einem der Abgeordneten in den Congress (oder einseitigen Regierung) gewählt, welche(r) die ersten Maßregeln zur Lösung der Bande traf, welche Amerika mit dem brittischen Reiche verbanden; und nachdem er viele Ehren genossen hatte, starb er in Philadelphia im Jahre 1790.

## 112.

### Vaterlandsliebe des Regulus.

Die Karthager beschloßen, (Gesandte) nach Rom zu schicken, um über einen Frieden zu unterhandeln, oder wenigstens eine Auswechslung der Gefangenen zu erlangen. Zu diesem Zweck glaubten sie, daß der römische General Regulus, den sie jetzt (or schon) vier Jahre lang im Gefängniß gehalten hatten, ein geeigneter Bittsteller sein würde. Man erwartete, daß er, der Gefangenschaft und der Knechtschaft müde (or überdrüssig), gern sich bemühen würde, seine Landsleute zu überreden, den Krieg zu beendigen, der nur seine Gefangenschaft verlängerte. Er wurde daher mit ihren Gesandten nach Rom geschickt, aber mit dem Versprechen, welches ihm zuvor abgedrungen wurde, zurückzukehren, im Fall, daß es ihm nicht gelingen sollte. Man gab ihm sogar zu verstehen, daß sein Leben von dem Erfolg seiner Sendung abhinge.

Als dieser alte General, zusammen mit den Gesandten Karthago's, sich Rom näherte, kamen ihm viele seiner Freunde entgegen, um ihn über seine Rückkehr zu beglückwünschen (or um ihm zu seiner R. Glück zu wünschen). Ihre Zurufe erschallten durch die Stadt; aber Regulus weigerte sich, in die Thore einzutreten. Es war umsonst, daß er von allen Seiten gebeten wurde, seine kleine

Wohnung noch einmal zu besuchen und an der Freude Theil zu nehmen, welche seine Rückkehr eingeflößt hatte. Er bestand darauf zu sagen, daß er jetzt nur ein Slave wäre, der den Karthagern gehörte, und daß er unwürdig wäre an den Ehren seines Vaterlandes Theil zu nehmen. Als der Senat, wie gewöhnlich, sich außerhalb der Mauern versammelte, um den Gesandten Audienz zu geben, eröffnete Regulus seinen Auftrag, wie ihm von dem Rath der Karthager aufgegeben war, und ihre Gesandten unterstützten seine Vorschläge. Der Senat war um diese Zeit des Krieges müde, welcher sich über acht Jahre in die Länge gezogen hatte, und war keineswegs einem Frieden abgeneigt. Es schien die allgemeine Meinung (zu sein), daß die Feindschaft zwischen den zwei Staaten schon zu lange gedauert hätte und daß keine Bedingungen verweigert werden sollten, welche nicht nur den beiden Nationen Ruhe, sondern auch einem alten tapfern General, den das Volk verehrte und liebte, die Freiheit geben sollte.

### 113.

#### Fortsetzung.

Es blieb nur Regulus übrig, seine Meinung zu sagen, der, als die Reihe an ihn kam zu sprechen, zum Erstaunen aller Anwesenden, seine Stimme für die Fortsetzung des Krieges gab. Er versicherte den Senat, daß die karthagischen Hilfsmittel jetzt beinahe erschöpft wären; das Volk wäre von Anstrengungen ganz erschöpft und die Adeligen durch Streitigkeiten; alle ihre besten Generale wären Gefangene bei den Römern, während Karthago nur den Auswurf der römischen Armee hätte; daß nicht nur das Interesse Roms, sondern auch seine Ehre an der Fortsetzung des Krieges betheiligt wäre; denn ihre Vorfahren hätten niemals Friede geschlossen, bis sie siegreich waren.

Ein so unerwarteter Rath brachte den Senat nicht wenig in Verlegenheit: Sie sahen die Richtigkeit seiner Meinung ein, aber sie sahen auch die Gefahren, welche er lief, indem er sie gab (or

aussprach); sie schienen ganz überzeugt von der Rätthlichkeit, den Krieg zu verlängern; ihr einziges Hinderniß war (nur), wie sie die Sicherheit desjenigen sicher stellen sollten (könnten), der die Fortsetzung desselben gerathen hatte; sie bedauerten und bewunderten einen Mann, der solche Beredsamkeit gegen sein Privat-Interesse gebraucht hatte, und konnten sich nicht für eine Maßregel entschließen, welche mit seinem Verderben endigen mußte. Regulus machte jedoch bald ihrer Verlegenheit ein Ende, dadurch, daß er den Vertrag zerriß und aufstand, um zu seinen Banden und seiner Gefangenschaft zurückzukehren. Es war umsonst, daß der Senat und alle seine liebsten Freunde ihn (dringend) baten zu bleiben; er wies ihre Bitten zurück. Marcia, seine Frau, mit ihren kleinen Kindern erfüllte die Stadt mit ihren Klagen und bat umsonst, daß man ihr erlauben möchte, ihn zu sehen; er bestand immer noch hartnäckig darauf, sein Versprechen zu halten, und obgleich er über die Qualen, die ihn bei seiner Rückkehr erwarteten, hinlänglich belehrt war, reiste er, ohne seine Familie zu umarmen oder von seinen Freunden Abschied zu nehmen, mit den Gesandten nach Karthago ab.

Nichts konnte der Wuth und der Enttäuschung der Karthager gleichkommen, als sie von ihren Gesandten benachrichtigt wurden, daß Regulus anstatt den Frieden zu befördern, seine Meinung für die Fortsetzung des Krieges abgegeben (or gegeben) hatte. Sie schickten sich daher an, sein Betragen mit den ausgesuchtesten Martern zu bestrafen. . . Zuletzt, als die Bosheit müde war, alle Künste der Quälerei (Marter) auszusinnen, wurde er in ein Faß gesteckt (gelegt), das mit Nägeln beschlagen war, deren Spitzen nach innen standen, und in dieser schmerzlichen Stellung (Lage) blieb er, bis er starb.

Goldsmith.

## 114.

### Copernicus.

Copernicus leitet seine Berühmtheit von seinen Untersuchungen über die Geseze ab, welche das Sonnensystem regeln. Dieses

System begreift eine Anzahl von Himmelskörpern, welche von der Sonne abhängen. In frühen Zeiten hatte man beobachtet, daß einige von den Sternen ihre Stelle veränderten, im Verhältniß zu anderen Sternen, und diese wurden daher Planeten genannt, von einem griechischen Wort, welches „wandern“ bedeutet. Die Sonne, der Mond, die Erde und die Planeten bilden zusammen das Sonnensystem.

Man verlangte von der Astronomie (or Sternkunde), daß sie alle Erscheinungen, welche an diesen Himmelskörpern geschehen werden können, (erkläre), nämlich die Jahreszeiten, die Monate, die Bewegungen des Planeten Venus, diejenigen des Jupiter und aller anderen erkläre. Es war von Denjenigen, welche den Gegenstand in alten Zeiten betrachteten, angenommen (or vermuthet) worden, daß die Erde der Hauptkörper unter allen diesen sei, und daß die andern sich um dieselbe bewegten. Verschiedene Aenderungen waren an dieser Theorie gemacht worden, da die Beobachtung Dinge erkannte (or andeutete), welche derselben ganz entgegengesetzt waren. Aber die Ansicht von der centralen Stellung der Erde und die Abhängigkeit der übrigen von ihr (or von derselben) blieb herrschend bis auf die Zeit des Copernicus. Er (or Dieser) zeigte, daß die Wahrheit ist, daß die Sonne der Hauptkörper von allen denjenigen ist, welche zu dem Sonnensystem gehören, und daß die übrigen sich um sie drehen. Dieses war eine sehr bedeutende Aenderung.

Die alte Theorie war von den sinnreichsten Vermuthungen in Beziehung auf die Bewegungen der Planeten unterstützt worden. Aber durch alle diese Vermuthungen und Aenderungen war sie ein höchst verwickeltes und schwieriges System geworden, und was unerklärt blieb, war eine starke Einwendung gegen ihre Wahrheit.

Indem Copernicus die Behauptung aufstellte, daß eine Anzahl von Himmelskörpern sich um die Sonne drehte, und zeigte, daß die Erde einer von denselben ist, schaffte er alle sinnreichen Irrthümer der alten Methode (or Theorie) ab, und gab uns ein klares und einfaches System. Seine Verdienste bestehen in diesem: er zeigte,

daß die verschiedenen Stellen, Bewegungen und Erscheinungen der Planeten vollkommen erklärt und gerechtfertigt werden können, dadurch, daß man annimmt, daß sie sich um die Sonne als einen Mittelpunkt bewegen: Merkur in 87 Tagen, Venus in 224 Tagen, die Erde in einem Jahr, Mars in beinahe zwei, Jupiter in elf und Saturn in 29 Jahren.

Es ist auch zu bemerken, daß diese Entdeckungen von ihm mit sehr arnseligen Instrumenten für seine Beobachtungen gemacht wurden und ohne Teleskope. Aber trotz aller Schwierigkeiten lehrte er die Menschen das wahre System des Weltalls kennen und hat ein ewiges Andenken seines Fleißes und seines Genies (or Geistes) hinterlassen. Er war in Thorn in Preußen geboren und studirte in Italien in Bologna. Seine neuen Lehren gaben dem Papste Urban dem Achten Aergerniß, und er wurde eine Zeit lang in's Gefängniß geworfen. Er starb 1543, in seinem einundsiebenzigsten (Lebens)Jahre.

### 115.

#### **Geschichte Katharina's der Ersten, Kaiserin von Rußland.**

Katharina, geboren in der Nähe von Dorpat, einer kleinen Stadt in Liefland, hatte nichts von ihren Eltern geerbt, als die Tugenden und Mäßigkeit derselben. Nachdem ihr Vater gestorben war, lebte sie mit ihrer bejahrten Mutter in ihrer mit Stroh bedeckten Hütte (or Strohhütte) und Beide, obschon sehr arm, waren sehr zufrieden. Hier, zurückgezogen vor den Blicken der Welt, ernährte sie ihre Mutter, welche jetzt unfähig war, sich selbst zu ernähren, mit der Arbeit ihrer Hände. Während Katharina spann, pflegte die alte Frau dabei zu sitzen und in einem Gebetbuch zu lesen; wenn die Anstrengungen des Tages vorüber waren, saßen sie so zufrieden bei ihrem Kamin (or Ofen) und genossen ihre sparsame Mahlzeit.

Obschon ihr Gesicht und ihre Gestalt Muster von Vollkommenheit waren, schien doch ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihren Geist

gerichtet; ihre Mutter lehrte sie lesen, und ein alter, lutherischer Pfarrer unterrichtete sie in den Lehren und Pflichten der Religion. Die Natur hatte ihr einen lebhaften und soliden Gedankengang und einen scharfen Verstand gegeben. Solche wirklich weibliche Eigenschaften, verschafften ihr mehrere Heiraths-Anerbieten von Seiten der Bauern der Umgegend (or des Landes); aber ihre Anerbieten wurden abgelehnt; denn sie liebte ihre Mutter zu zärtlich, um an eine Trennung zu denken.

Katharina war fünfzehn Jahre alt, als ihre Mutter starb. Sie verließ daher jetzt ihre Hütte und ging fort, um bei dem lutherischen Pfarrer zu wohnen, von welchem sie von ihrer Kindheit an unterrichtet worden war. In seinem Hause lebte sie als Gouvernante seiner Kinder, indem sie in ihrem Charakter eine untrügliche Klugheit mit einer überraschenden Lebhaftigkeit verband.

Der alte Mann, der sie wie eines seiner Kinder betrachtete, ließ sie im Tanzen und in der Musik von den Lehrern unterrichten, welche den Rest seiner Familie besuchten; so fuhr sie fort, sich auszubilden, bis er starb, durch welchen Vorfall sie wieder in ihre frühere Armuth zurückgeworfen wurde. Die Gegend von Liefland wurde um diese Zeit durch Krieg verwüstet und lag in einem höchst elenden Zustand der Verheerung. Solches Unglück liegt immer am schwersten auf den Armen, weshalb Katharina, obschon im Besiz so vieler Vorzüge, alles Elend einer hoffnungslosen Armuth erfuhr. Da die Lebensmittel jeden Tag seltener wurden und ihr eigener Vorrath erschöpft war, entschloß sie sich zuletzt, nach Marienburg, einer Stadt wo größere Fülle war, zu reisen.

Mit ihrer dürftigen Garderobe, welche in einem Reisefack eingepackt war, trat sie ihre Reise zu Fuß an; sie mußte durch eine von Natur elende Gegend wandern, die aber durch die Schweden und Russen noch trauriger gemacht war, welche, je nach dem die einen oder die andern zufällig Herren wurden, dieselbe nach Belieben ausplünderten; aber der Hunger hatte sie gelehrt, die Gefahren und Anstrengungen des Weges (or der Reise) zu verachten.

## 116.

**Fortsetzung.**

Eines Abends, als sie auf ihrer Reise in eine Hütte am Wege eintrat, um ihre Schlafstätte für die Nacht zu nehmen, wurde sie von zwei schwedischen Soldaten beleidigt, die wahrscheinlich ihre Beleidigungen bis zur Gewalt getrieben hätten, wäre nicht ein Unteroffizier, der zufällig vorbeiging, ihr zu Hilfe gekommen. Bei seinem Erscheinen standen die Soldaten sogleich ab; aber ihre Dankbarkeit war kaum größer als ihr Erstaunen, als sie sogleich in ihrem Befreier den Sohn des lutherischen Pfarrers, ihres frühern Lehrers, Wohlthäters und Freundes erkannte.

Dieses war eine glückliche Zusammenkunft für Katharina; der kleine Vorrath an Geld, den sie von Hause mitgebracht hatte, war um diese Zeit ganz erschöpft, ihre Kleider waren Stück für Stück dahingegangen, um diejenigen zu befriedigen (or bezahlen), welche sie in ihren Häusern bewirthet hatten: ihr edelmüthiger Landsmann trennte sich daher von dem (or gab das her) was er entbehren konnte, um ihr Kleider zu kaufen, versah sie mit einem Pferd und gab ihr Empfehlungsbriefe an Herrn Glück, einen treuen Freund seines Vaters und Superintendenten zu Marienburg.

Unsere schöne Fremde brauchte nur zu erscheinen, um gut empfangen zu werden; sie wurde sogleich als Gouvernante für seine zwei Töchter in die Familie des Superintendenten aufgenommen, und obgleich erst siebzehn Jahre alt, zeigte sie sich fähig, ihr Geschlecht zu unterrichten, nicht nur in der Tugend, sondern auch in der Höflichkeit (or im Anstand). So groß war ihr Verstand und ihre Schönheit, daß ihr Herr selbst in kurzer Zeit ihr seine Hand anbot, welche sie zu seinem großen Erstaunen, auszuschlagen für angemessen hielt. Getrieben von einem Gefühle der Dankbarkeit, war sie entschlossen, nur ihren Befreier zu heirathen, wenn er gleich einen Arm verloren hatte und auch sonst durch Wunden im Dienste entstellt war.

Um daher weitem Heiraths-Anerbieten (or Gesuchen) Anderer vorzubeugen, bot sie dem Offizier, sobald er im Dienst in die Stadt kam, ihre Hand an, welche er mit Entzücken annahm, und ihre Hochzeit wurde wie gewöhnlich gefeiert. Aber alle Züge ihres Schicksals sollten auffallend sein: Am demselben Tage, an dem sie getraut wurden, fingen die Russen an, Marienburg zu belagern. Der unglückliche Soldat hatte jetzt keine Zeit, die wohlverdienten Vergnügen der Ehe zu genießen, er wurde zu einem Angriff abgerufen, von dem er nie wieder zurückkehrte.

### 117.

#### Fortsetzung.

Unterdessen dauerte die Belagerung mit Wuth fort, verschlimmerte einerseits durch Hartnäckigkeit, anderseits durch Rache. Dieser Krieg zwischen den beiden nordischen Mächten, war um diese Zeit wirklich barbarisch; der unschuldige Bauer und die harmlose Jungfrau theilten oft das Schicksal des Soldaten in Waffen. Marienburg wurde damals mit Sturm genommen, und die Wuth der Belagerer war so groß, daß nicht nur die Besatzung, sondern auch fast alle Einwohner, Männer, Weiber und Kinder über die Klinge springen mußten. Endlich, als das Blutbad ziemlich vorüber war, fand man Katharina in einem Backofen versteckt.

Sie war bisher arm gewesen, aber doch war sie frei; sie mußte sich nun in ihr hartes Schicksal schicken und lernen, was es hieß, eine Sklavin zu sein. In dieser Lage jedoch, betrug sie sich fromm und demüthig; und obgleich das Unglück ihre Lebhaftigkeit vermindert hatte, war sie doch heiter. Der Ruf ihrer Schönheit und Ergebung erreichte den russischen General, Fürsten Menzikoff; er wünschte sie zu sehen, wurde von ihrer Schönheit betroffen, kaufte sie dem Soldaten, ihrem Herrn ab, und stellte sie unter die Leitung seiner eigenen Schwester. Hier wurde sie mit all' der Achtung behandelt, welche ihr Werth (Verdienst) verdiente, während ihre Schönheit jeden Tag mit ihrem Glück zunahm.



Sie war noch nicht lange in dieser Stellung, als Peter der Große dem Fürsten einen Besuch machte, und Katharina kam zufällig herein mit gebörretem Obst (Früchten), welches sie mit eigenthümlicher Bescheidenheit herumreichte. Der mächtige Monarch sah sie, und wurde von ihrer Schönheit betroffen. Er kam am nächsten Tage wieder, verlangte nach der schönen Sklavin, stellte mehrere Fragen an sie, und fand ihren Verstand noch vollkommener als ihre Person.

Er war, als er jung war, gezwungen worden, sich, aus interessirten Beweggründen, zu verheirathen; er war jetzt entschlossen, nach seiner eigenen Neigung zu heirathen. Er erkundigte sich sogleich nach der Geschichte der schönen Riefländerin, welche noch nicht achtzehn Jahre alt war. Er folgte ihr durch den Schleier der Dunkelheit, durch alle Wechselfälle ihres Schicksals, und fand sie wirklich groß in ihnen allen. Die Niedrigkeit ihrer Geburt war kein Hinderniß für sein Vorhaben: ihre Hochzeit wurde ins Geheim gefeiert, wobei der Fürst seine Hofleute versicherte, daß die Tugend allein die geeignetste Leiter zu einem Thron wäre.

Wir sehen jetzt Katharina aus der niedrigen Lehmhütte, als Kaiserin des größten Königreichs auf der Erde. Die arme einsame Wanderin (Reisende) ist jetzt von Tausenden umgeben, welche in ihrem Püchel Glück finden. Sie, der es früher an einem Mittagsmahl fehlte, ist jetzt im Stande, Ueberfluß über ganze Völker zu verbreiten. Ihrem Glück verdankte sie einen Theil dieses Vorrangs, aber ihren Tugenden noch mehr.

Sie behielt immer nachher diese großen Eigenschaften, welche sie zuerst auf einen Thron setzten; und während der außerordentlichen Fürst, ihr Gemahl, an der Verbesserung seiner männlichen Unterthanen arbeitete, studierte sie ihrerseits an der Vervollkommnung ihres eigenen Geschlechtes. Sie änderte ihren Anzug (or Tracht), führte gemischte Versammlungen ein, stiftete einen Orden weiblicher Ritterschaft; und zuletzt, nachdem sie alle Lebensstellung-

gen als Kaiserin, Freundin, Gemahlin und Mutter bekleidet (or eingenommen) hatte, starb sie muthig, ohne Bedauern, von Allen bedauert. Goldsmith.

### 118.

#### Kampf zwischen den Horatiern und Curiatiern.

Nach dem Tode Numa's erwählte das römische Volk Tullus Hostilius zum (or zu seinem) König. Dieser Monarch war in jeder Beziehung seinem Vorgänger unähnlich, indem er gänzlich dem Krieg ergeben war, so daß er nur einen Vorwand suchte, seine Streitkräfte in's Feld zu führen. Die Albaner waren das erste Volk, welches ihm eine Gelegenheit gab, seine Lieblingsneigung zu befriedigen. Die römischen und albanischen Heere trafen ungefähr fünf Meilen von Rom zusammen, und bereiteten sich vor, das Schicksal ihrer gegenseitigen Königreiche zu entscheiden; denn fast jede Schlacht in jenen barbarischen Zeiten war entscheidend. Die zwei Heere (Armeen) waren eine Zeit lang in Schlachtordnung aufgestellt und erwarteten das Zeichen zu beginnen (zum Angriff), beide scheltend über die lange Dauer dieses schrecklichen Aufschubs, welcher sie von Tod oder Sieg abhielt. Aber ein unerwarteter Vorschlag von dem albanischen General (Feldherrn) verhinderte den Angriff. Er trat in die Mitte zwischen beide Heere, und bot den Römern die Wahl durch einen Einzelkampf den Streit zu entscheiden, indem er hinzufügte, daß die Seite, deren Kämpfer überwinden würde, sich dem Sieger unterwerfen sollte.

Ein Vorschlag wie dieser, gefiel dem ungestümen Gemüth des römischen Königs, und wurde von seinen Unterthanen mit Freude aufgenommen, von denen jeder hoffte, daß er selbst gewählt werden würde, um die Sache seines Vaterlandes auszufechten. Viele tapfere Männer boten sich an, aber konnten nicht mit Ausschließung der Andern angenommen werden, bis zuletzt der Zufall einen Ausweg eingab. Es waren um diese Zeit drei Brüder in jeder Armee; diejenigen der Römer hießen Horatier und die Albaner

Curiatier; alle waren ausgezeichnet wegen ihres Muthes, ihrer Stärke und Behendigkeit; es wurde beschlossen, ihnen die Ausführung des Kampfes anzuvertrauen.

### 119.

#### Fortsetzung.

Als die vorübergehende Ceremonie der Schwüre und Versicherungen, welche die Armee des besiegten Theiles verpflichteten, sich der des siegreichen zu unterwerfen, vorüber war, wurden die Kämpfer unter den Ermuthigungen, den Gebeten und Zurufen ihres Landes vorgeführt. Man erinnerte sie an ihre früheren Thaten; man ermahnte sie, daß ihre Väter, ihre Landsleute und sogar die Götter, Zuschauer ihres Betragens wären. Als das Volk erwartete, sie zum Kampf vorstürzen zu sehen, legten sie ihre Waffen nieder und umarmten einander mit allen Zeichen der zärtlichsten Freundschaft; aber endlich an die Wichtigkeit des Kampfes erinnert, begannen die Streiter den Kampf und Jeder suchte, ohne alle Rücksicht auf seine eigene Sicherheit, nur die Zerstörung seines Gegners.

Die Zuschauer, in schrecklichem Schweigen, zitterten bei jedem Streich, und wünschten die Gefahr zu theilen, bis zuletzt der Sieg, der bisher zweifelhaft gewesen war, sich gegen die Römer zu erklären schien. Sie sahen zwei ihrer Kämpfer todt auf dem Boden liegen, und die drei Curiatier, die alle verwundet waren, sich langsam bemühen, den Ueberlebenden zu verfolgen, welcher durch die Flucht um Gnade zu bitten schien. Das albanische Heer, unfähig ihre Freude zu unterdrücken, erhob einen lauten Beifallsruf, während die Römer innerlich fluchten, und verdrießlich waren, über die Feigheit dessen, den sie in Umständen solcher Gemeinheit sahen. Bald jedoch begannen sie ihre Gefühle zu ändern, als sie bemerkten, daß seine Flucht nur verstellt war, um seine Gegner zu trennen, denen er vereinigt, nicht widerstehen konnte.

## 120.

**Schluß.**

Der römische Kämpfer hielt bald darauf seinen Lauf an, und indem er sich gegen denjenigen wandte, welcher am nächsten hinter ihm folgte, legte er ihn todt zu seinen Füßen. Der zweite Bruder, der herankam, um dem Gefallenen zu Hilfe zu kommen, theilte bald dasselbe Schicksal; und nun blieb nur noch der letzte Curiatier zu besiegen, der ermüdet und kampfunfähig in Folge seiner Wunden langsam herankam, um einen leichten Sieg darzubieten. Er wurde fast ohne Widerstand getödtet, während der jubelnde Sieger ihn als ein Opfer der Ueberlegenheit der Römer opferte, welchen jetzt das albanische Heer zu gehorchen einwilligte.

Ein so großer, und mit solchen ausgezeichneten Wirkungen begleiteter Sieg, verdiente jede Ehre, die Rom gewähren konnte; aber als wenn keine der Tugenden jenes Zeitalters ohne Flecken sein sollte, war die Hand, welche am Morgen bemüht war, das Vaterland zu retten, vor der Nacht mit dem Blut einer Schwester befleckt. Als er von dem Schlachtfeld zurückkehrte, errregte es seinen Unwillen, sie in Thränen gebadet zu sehen, und daß sie den Verlust ihres Liebhabers bejammerte, der einer von den Curiatiern war, mit welchem sie verlobt war; aber als er das Gewand, welches sie für ihren Liebhaber gemacht hatte, unter seiner Beute sah und ihre Vorwürfe hörte, reizte es ihn mehr als er ertragen konnte, so daß er sie in seiner Wuth erschlug. Diese Handlung mißfiel dem Senat sehr, und zog ihm die Verurtheilung der Richter zu; aber es wurde ihm verziehen, indem er an das Volk appellirte.

Goldsmith.

## 121.

**Capitän Cook.**

Jakob Cook, einer der berühmtesten Weltumsegler, die je Großbritannien oder ein anderes Land hervorgebracht hat, war aus Northshire, und im Jahr 1728 geboren. Vor seinem dreizehnten Jahr wurde er als Lehrling an einen Krämer bei Whitby ver-

man deutliche Beweise von der vorherrschenden Gewohnheit, Menschenfleisch zu fressen.

Mit großer Gefahr untersuchte Cook die Meerenge, welche Neu-Seeland in zwei Inseln theilt, die einander beinahe gleich sind; ein heftiger Strom floß durch dieselbe und das Schiff wurde kaum vor den Felsen gerettet. Diese Meerenge ist 4 oder 5 Meilen breit an dem engsten Theile. Die Abenteurer nahmen einen Vorrath von frischem Wasser und Holz ein und segelten nach dem Indischen Meer, indem sie die Absicht hatten, durch das Vorgebirge der Guten Hoffnung nach England zurückzukehren. Sie forschten einen Theil der Küste von Neu-Holland oder Neu-Süd-Wales aus und ankerten in einer Bucht, welche von den zahlreichen, unbekannten Pflanzen, die nahe dabei gefunden wurden, Botany-Bai genannt wurde. Da das Meer an dieser Küste ganz unbekannt war, waren sie in beständiger Gefahr wegen der Korallen-Riffe und Felsen, an denen diese Gewässer reich sind.

### 123.

#### Fortsetzung.

Bei einer Gelegenheit lief das Schiff auf den Grund, und wurde über den Rand eines Felsens in die Höhe gehoben und lag in einer Vertiefung darin, während das heftige Stoßen und Krachen des Bodens die kupfernen Beschläge und den falschen Kiel wegriß, und es schwammen Theile der Planken umher. Als sie das Schiff aus dieser Gefahr herausgezogen, ließ es so viel Wasser ein, daß drei Pumpen es kaum niederhalten konnten; dann nahmen sie ein Segel, mischten eine große Menge Berg und Wolle, nähten sie handvollweise darauf und dann beschmierten sie das Ganze mit Schafmist. Das Segel wurde dann unter den Boden des Schiffes gezogen, und als es an den Heck kam, wurden die Wolle und das Berg mit einem Theil des Segels durch den Druck des Wassers hineingepreßt, so daß jetzt eine Pumpe anstatt drei genügte, um das Wasser niederzuhalten. Aber sie entdeckten nachher, daß der

Felsen selbst zu ihrer Rettung beigetragen hatte; denn ein großes Stück desselben stach in einem der Löcher, und hatte so das Wasser abgehalten.

Cook kehrte nach Hause zurück, nachdem er den Astronomen, welcher den Durchgang beobachtet hatte, den Seekadetten, welcher zu dem Mittel gerathen hatte, den beschädigten Boden mit einem Segel zu verstopfen, und mehrere Andere durch Krankheit verloren hatte, und kam am 11. Juli 1771 in England an. Die hier erwähnten Umstände veranlaßten ihn, so sehr auf die Gesundheit seiner Leute Acht zu geben, daß er auf seiner zweiten Reise, die mehr als drei Jahre dauerte, nur einen Mann verlor, und zwar an der Auszehrung.

Im Jahr 1776 segelte er auf eine dritte Reise ab, indem er über das Cap der guten Hoffnung, Neu-Seeland und die Sandwichs-Inseln ging, nach dem Punkte, wo die großen Continente (Festländer) von Amerika und Asien einander am nächsten liegen. Im Februar 1779 verließ er die Insel Owhyhee oder Ooui, wohlversehen mit Vorräthen von frischem Fleisch; aber unglücklicherweise brachte ihn ein Sturm wieder zurück. Streitigkeiten begannen dadurch, daß die Eingeborenen die Zange und den Meißel aus der Schmiede des Waffenschmieds stahlen, und an dem Tage, an welchem dieses geschah, wurden Schläge ausgetheilt und Steine geworfen, um zu versuchen, sie wieder zu bekommen und den Dieb zu bestrafen. In der nächsten Nacht wurde der große Kutter von einem seiner Schiffe weggeführt, und Cook machte sich mit bewaffneten Männern auf den Weg nach der Residenz des Königs.

## 124.

### Schluß.

Alles war ganz ruhig, und es war aller Anschein von Unruhmüßigkeit vorhanden, bis die Nachricht kam, daß einer der eingeborenen Häuptlinge von den Leuten in den Booten getödtet worden sei. Jetzt begannen die Wilden sich mit langen Speeren, Keulen,

Messern und Matten zu bewaffnen, und die Frauen, welche auf dem Ufer plaudernd und essend, geseffen waren, entfernten sich, während ein leises Gemurmel durch die Menge lief. Ein alter Priester kam mit einer Kokosnuß und versuchte durch Singen und Lärmen die Aufmerksamkeit des Capitän Cook zu zerstreuen. Er fing an, zu denken, daß Gefahr vorhanden wäre, und zog sich mit den Marinesoldaten an's Ufer zurück, indem er den König bei der Hand hielt, welcher ganz ruhig und willig mit ihm ging. Die Eingebornen machten eine Gasse für sie, und da sie nur fünfzig oder sechzig Ellen zu gehen hatten, während die Boote ungefähr so weit als ihre Ränge von dem Ufer entfernt lagen, hatte man keine Besorgniß vor dem traurigen Ausgang.

Der jüngste Sohn des Königs trat ohne Zögern in die Pinnasse und der König selbst war im Begriff, daselbe zu thun, als seine Frau ihre Arme um seinen Hals warf, und ihn mit zwei oder drei Häuptlingen zurückhielt. Cook wünschte den König an Bord zu bekommen, aber nach fruchtlosen Versuchen war er bereit, es aufzugeben, als einer der Eingebornen einen Stein nach ihm warf. Cook feuerte mit Schrot auf ihn, aber der Bursche hatte eine dicke Matte, und die Ladung hatte wenig Wirkung. Ein Anderer schwang seinen Speer, als Cook seinen zweiten Lauf anlegte und auf den nächsten schoß, ihn aber verfehlte; dann zielte der Sergeant und tödtete ihn auf der Stelle. Als der Mann fiel, zogen sich die Eingeborenen zurück, aber getrieben von denen die hinter ihnen waren, rückten sie wieder vor und warfen eine Menge Steine. Hierauf feuerten die Marine-Soldaten und die Leute in den Booten thaten daselbe. Cook billigte dieses Schießen nicht und winkte mit der Hand, um es zum Schweigen zu bringen, indem er auch wünschte, daß die Boote näher kommen sollten, um die Marine-Soldaten aufzunehmen. Unglücklicherweise wurde dieses Winken mit der Hand von einem der Offiziere für ein Signal gehalten, weiter vom Ufer wegzugehen; die Eingebornen machten einen Angriff, die Marine-Soldaten eilten nach den Booten und Cook wurde allein gelassen.

Er ging gegen das Boot, mit einer Hand auf dem Hinterkopf, um ihn gegen die Steine zu schützen, und mit seinem Gewehr unter dem Arm. Ein Eingeborener folgte mit großen Zeichen von Furcht und schlug ihn mit einer Keule auf die Rückseite des Kopfes. Cool wankte und fiel, dann stach ihn ein Anderer mit einem Dolch in den Hals. Cool wankte Anietief in das Wasser, indem er während dieser ganzen Zeit fünf oder sechs Ellen von seinem eigenen Boote war. Die Wilden umringten ihn und rangen mit ihm im Wasser, und schließlich tödteten sie ihn, während die Leute in dem Boot, so zu sagen innerhalb einer Armslänge, so verwirrt und gedrängt waren, daß sie Nichts thun konnten. Unter diesen Umständen wurde die Schuld Einem oder zwei Personen zugeschoben, indem man ihnen entweder Nachlässigkeit oder Dummheit vorwarf; aber es scheint kein Wunder, daß bei einer solchen Menge von Angreifern, der Ausgang so tödtlich war. Cool's Leichnam wurde von den Wilden verzehrt, und nur einige Knochen und die Hände, die schon eingesalzen waren, wurden dadurch erlangt, daß man ein Dorf verbrannte, und durch andere Akte des Kriegs.

Das besondere Verdienst von Cool's Reisen besteht darin, daß Alles mit einem genauen und beobachtenden Auge gesehen wird. Er beschreibt die Produkte, die Gewohnheiten der Eingeborenen, die Erscheinungen der Meere, Wasserhosen in der Luft, Austerbänke, kurz Alles auf eine Weise welche uns interessirt und ergötzt.

## 125.

### Die Entdeckung Amerika's.

Am 3. August, im Jahr 1492, segelte Columbus, ein wenig vor Sonnenaufgang, ab, in Gegenwart einer großen Menge von Zuschauern, welche ihre demüthigen Bitten zum Himmel schickten für den glücklichen Ausgang einer Seereise, den sie eher wünschten, als erwarteten. Columbus steuerte direkt nach den kanarischen Inseln, und kam dort ohne irgend ein Ereigniß an, das bei einem andern Anlaß Aufmerksamkeit verdient hätte. Aber auf einer Reise



von solcher Erwartung und Wichtigkeit, war jeder Umstand der Gegenstand der Aufmerksamkeit.

Am 1. Oktober waren sie, nach der Rechnung des Admirals, 770 Meilen westwärts von den kanarischen Inseln; aber damit seine Leute nicht durch die ungeheure Länge der Schifffahrt eingeschüchtert würden, gab er an, daß sie nur 584 Meilen vorgerückt wären, und glücklicherweise für Columbus, hatten weder sein eigener Steuermann, noch die der andern Schiffe, Geschicklichkeit genug, um diesen Irrthum zu verbessern und den Betrug zu entdecken. Sie waren jetzt über 3 Wochen zur See (auf dem Meer) gewesen; sie waren viel weiter vorgerückt, als was frühere Schifffahrer versucht oder für möglich gehalten hatten; alle ihre Vorzeichen der Entdeckung, welche von dem Flug der Vögel und andern Umständen genommen worden waren, hatten sich als falsch erwiesen; die Erscheinungen von Land, womit ihre eigene Leichtgläubigkeit, oder die List ihres Befehlshabers von Zeit zu Zeit ihnen geschmeichelt oder sie belustigt hatten, waren ganz und gar trüglisch gewesen, und ihre Aussicht auf Erfolg schien jetzt entfernter zu sein, als je.

Diese Gedanken kamen oft Leuten vor, welche keinen andern Gegenstand oder Beschäftigung hatten, als über die Absichten und Umstände ihrer Expedition zu sprechen. Sie machten zuerst Eindruck auf die Unwissenden und Furchtsamen, und indem sie sich nach und nach auf Solche ausdehnten, welche besser unterrichtet oder entschlossener waren, verbreitete sich die Ansteckung zuletzt von Schiff zu Schiff. Von heimlichem Geflüster oder Murren gingen sie zu offenen Ränken und öffentlichen Klagen über. Sie beschuldigten ihren König einer unbesonnenen Leichtgläubigkeit, weil er den leeren Versprechungen und voreiligen Muthmaßungen eines armen Ausländers so viel Rücksicht gezollt hatte, daß er das Leben so vieler Unterthanen bei der Verfolgung eines chimärischen Planes auf's Spiel setzte. Sie behaupteten, daß sie ihre Pflicht vollkommen erfüllt hätten, dadurch, daß sie sich soweit auf eine unbekannte und hoffnungslose Fahrt gewagt hätten, und daß sie sich keinen Tadel

zuziehen könnten, dafür, daß sie sich weigerten, einem verzweifelden Abenteuer noch länger in's gewisse Verderben zu folgen. Sie behaupteten, daß es nöthig wäre, an die Rückkehr nach Spanien zu denken, so lange noch ihre gebrechlichen Schiffe in einem Zustand wären, die See zu halten; aber sie drückten die Befürchtung aus, daß der Versuch sich als vergeblich erweisen würde, da der Wind, der ihrer Fahrt bisher so günstig gewesen war, es unmöglich machen mußte, in der entgegengesetzten Richtung zu segeln.

## 126.

**Fortsetzung.**

Alle kamen überein, daß Columbus mit Gewalt gezwungen werden sollte, eine Maßregel anzunehmen, von welcher ihre gemeinsame Rettung abhing. Einige der Kühnsten schlugen vor, als die schnellste und sicherste Art, seine Vorstellungen auf einmal los zu werden, ihn in's Meer zu werfen, da sie überzeugt wären, daß, bei ihrer Rückkehr nach Spanien, der Tod eines unglücklichen Projektenschmachers wenig Theilnahme erregen würde, und daß er nicht genau untersucht werden würde.

Columbus erkannte vollständig seine gefährliche Lage. Er hatte mit großer Unruhe die gefährliche Wirkung der Unwissenheit und der Furcht, Mißvergütigen unter der Mannschaft zu erwecken, beobachtet und sah, daß sie jetzt bereit war, in offenen Aufruhr auszubrechen. Er behielt jedoch vollkommene Geistesgegenwart. Er stellte sich, als ob er ihre Machinationen nicht künnte. Ungeachtet der Aufregung und Bekümmerniß seines Geistes, erschien er mit heiterm Angesicht, wie ein Mann, der mit den Fortschritten, die er gemacht hatte, zufrieden war, und auf den Erfolg vertraute. Bald wendete er alle Künste der Eingschmeichlung an, um seine Leute zu besänftigen, bald bemühte er sich, auf ihren Ehrgeiz oder ihre Habsucht zu wirken, durch prachtvolle Beschreibungen des Ruhmes und des Reichthums, welche sie im Begriffe wären, zu erwerben. Bei andern Gelegenheiten nahm er einen Ton der Autorität an, und

drohte ihnen mit der Rache ihres Königs, wenn sie durch ihr feiges Betragen diese edle Anstrengung vereitelten, den Ruhm Gottes zu befördern und den spanischen Namen über den aller andern Nationen zu erheben. Selbst bei den aufrührerischen Matrosen waren die Worte eines Mannes, den sie zu verehren gewohnt waren, gewichtig und überzeugend, und hielten sie nicht nur von jenen Gewaltthätigkeiten zurück, über die sie sahen, sondern bewogen sie auch, noch eine Zeit lang ihren Admiral zu begleiten.

## 127.

### Fortsetzung.

Als sie weiter segelten, schienen die Anzeichen des nahenden Landes gewisser zu sein, und erregten verhältnißmäßig Hoffnung. Die Vögel fingen an, in Schaaren gegen Süd-Westen zu fliegen. Columbus, indem er die portugiesischen Seefahrer nachahmte, welche bei mehreren ihrer Entdeckungen durch den Flug der Vögel geleitet worden waren, änderte seinen Lauf vom direkten Westen, gegen diejenige Richtung, wohin sie ihren Flug nahmen. Aber, nachdem er einige Tage in dieser neuen Richtung, ohne bessern Erfolg als früher, angehalten hatte, nachdem er während dreißig Tage nichts als Meer und Himmel gesehen hatte, sanken die Hoffnungen seiner Begleiter schneller, als sie entstanden waren; ihre Befürchtungen wurden immer stärker; Ungebuld, Wuth und Verzweiflung erschienen auf jedem Gesicht. Aller Sinn für Subordination war verloren. Die Offiziere, welche bisher mit Columbus übereingestimmt und seine Autorität unterstützt hatten, nahmen jetzt mit den gemeinen Soldaten Partei; sie versammelten sich geräuschvoll auf dem Verdeck, stritten mit ihrem Befehlshaber, mischten Drohungen mit ihren Vorwürfen, und verlangten, daß er augenblicklich umlegen, und nach Europa zurücksegeln (zurückkehren) sollte.

Columbus bemerkte, daß es unnütz sein würde, zu einer seiner früheren Künste seine Zuflucht zu nehmen, welche, da sie so oft versucht worden waren, ihre Wirkung verloren hatten; und daß es un-

möglich wäre, Eifer für die Expedition unter Leuten wieder zu entzünden, in deren Brust die Furcht jedes edle Gefühl ausgelöscht hatte. Er sah, daß es eben so vergeblich war, an die Anwendung entweder sanfter oder strenger Maßregeln zu denken, um einen so allgemeinen und so heftigen Aufruhr zu unterdrücken. Aus allen diesen Gründen war es nothwendig, Leidenschaften, die er nicht länger beherrschen konnte, zu besänftigen und einem allzu heftigen Strom, als daß ihn konnte gesteuert werden, nachzugeben. Er versprach feierlich seinen Leuten, daß er ihre Bitte erfüllen würde, wenn sie ihn noch drei Tage begleiten und seinem Befehl gehorchen wollten, und wenn während dieser Zeit das Land nicht entdeckt würde, so wollte er die Unternehmung aufgeben, und seine Fahrt nach Spanien lenken (richten).

## 128.

**Fortsetzung.**

So willkürlich auch die Matrosen waren und so ungebulbig, ihr Gesicht wieder gegen ihr Heimathland zu wenden, schien ihnen doch dieser Vorschlag nicht unbillig; auch riskirte Columbus nicht viel, indem er sich auf einen so kurzen Termin beschränkte. Die Vorzeichen, Land zu entdecken, waren jetzt so zahlreich und versprechend, daß er sie für unfehlbar hielt. Während einiger Tage erreichte die Bleischnur den Grund, und der Boden, welchen sie mit herauf brachte, zeigte an, daß das Land nicht fern sein konnte. Die Schaa- ren der Vögel vermehrten sich und bestanden nicht nur aus See- vögeln, sondern auch aus solchen Landvögeln, von welchen man nicht vermuthen konnte, daß sie weit vom Ufer fliegen könnten. Die Mannschaft der Pinta bemerkte ein schwimmendes Rohr, welches frisch geschnitten worden zu sein schien und ebenso ein Stück künstlich geschnitzten Bauholzes. Die Matrosen an Bord der Nina fischten den Ast eines Baumes mit rothen, vollkommen frischen Beeren auf. Die Wolken um die untergehende Sonne nahmen ein neues Ansehen an; die Luft war milder und wärmer und während der Nacht wurde der Wind ungleich und veränderlich.

Durch alle diese Anzeichen wurde Columbus so überzeugt, daß er dem Lande nahe war, daß er am Abend des 11. Oktober nach öffentlichen Gebeten für den Erfolg befahl, die Segel einzuziehen, beizuliegen, und genau Acht zu geben, damit sie nicht in der Nacht an's Ufer getrieben würden. Während dieser Zwischenzeit der Ungewißheit und Erwartung schloß Niemand die Augen, Alle blieben auf dem Verdeck und schauten gespannt nach der Richtung (Gegend), wo sie erwarteten, das Land zu entdecken, welches so lang das Ziel ihrer Wünsche gewesen war.

### 129.

#### Fortsetzung.

Ungefähr 2 Stunden vor Mitternacht beobachtete Columbus, der auf dem Vorderkastell stand, ein Licht in einiger Entfernung und zeigte es heimlich dem Pedro Gutierrez, einem königl. Pagen. Gutierrez bemerkte es und rief Salcedo, dem Controleur der Flotte; alle drei sahen es in Bewegung, als wenn es von Ort zu Ort getragen würde. Ein wenig nach Mitternacht hörte man von der Pinta, welche immer den andern Schiffen voraussegelte, den freudigen Ruf: „Land, Land“; aber da man so oft durch trügerische Erscheinungen getäuscht worden war, so war Jedermann schwergläubig geworden, und wartete in aller Angst der Ungewißheit und in aller Ungebuld auf die Rückkehr des Tages.

Sobald der Morgen tagte, waren alle Zweifel und Befürchtungen verschwunden. Von jedem Schiff sah man ungefähr zwei Meilen nordwärts eine Insel, deren ebene und grüne Felder stark mit Holz bewachsen und mit vielen Bächlein bewässert, den Anblick eines prächtigen Landes gewährten. Die Mannschaft der Pinta begann augenblicklich das Te Deum als ein Loblied zu Gott, in welches die andern Schiffe mit Freudenthränen und entzückten Glückwünschen einstimmten. Diesem Gottesdienst folgte ein Act der Gerechtigkeit gegen ihren Befehlshaber. Sie warfen sich zu den Füßen des Columbus mit Gefühlen der Selbstverdammung,

gemischt mit Ehrfurcht. Sie baten (beschworen) ihn, ihre Unwissenheit, Ungläubigkeit und Frechheit zu verzeihen, welche ihm so viele unnöthige Unruhe verursacht und so oft die Verfolgung seines wohlberechneten Planes gehindert hatten, und indem sie in der Wärme ihrer Bewunderung von einem Extrem in's andere fielen, erklärten sie nun, den Mann, den sie kürzlich so geschmäht und bedroht hatten, für einen Mann, der vom Himmel mit übermenschlichem Scharfsinn und Geistesstärke erfüllt sei, um ein Projekt in Ausführung zu bringen (auszuführen), das so weit über die Ideen und die Fassungskraft aller früheren Zeitalter hinausging.

Sobald die Sonne aufging, wurden alle ihre Boote bemannt und bewaffnet. Sie ruderten gegen die Insel mit fliegenden Fahnen, mit kriegerischer Musik und andern kriegerischem Pomp. Als sie sich der Küste nahten, sahen sie sie mit einer Menge Leute bedeckt, die die Neuheit des Schauspiels versammelt hatte, und deren Stellungen und Geberden die Verwunderung und das Erstaunen ausdrückten über die seltsamen Gegenstände, die sich ihrem Blick darboten.

### 130.

#### Schluß.

Columbus war der erste Europäer, der seinen Fuß auf die neue Welt setzte, welche er entdeckt hatte. Er landete in reicher Kleidung und mit dem bloßen Degen in der Hand. Seine Leute folgten ihm und indem sie niederknieten, küßten sie alle den Boden, den sie so lange zu sehen gewünscht hatten; sie errichteten sodann ein Crucifix, warfen sich vor demselben nieder und dankten Gott dafür, daß er ihre Reise (Fahrt) zu einem so glücklichen Ausgang geführt hatte. Alsdann nahmen sie feierlich Besitz von dem Lande für die Krone von Castilien und Leon mit allen Förmlichkeiten, welche die Portugiesen bei Handlungen dieser Art bei ihren neuen Entdeckungen zu beobachten pflegten.

Während die Spanier so beschäftigt waren, wurden sie von vielen Eingeborenen umringt, welche in schweigender Bewunderung

auf Handlungen blickten, die sie nicht verstehen und wovon sie die Folgen nicht vorherschen konnten. Die Kleidung der Spanier, die Weiße ihrer Haut, ihre Bärte, ihre Waffen erschienen seltsam und überraschend. Die großen Maschinen, in welchen sie das Meer durchwandert hatten, die sich mit Flügeln auf dem Wasser zu bewegen schienen und die einen schrecklichen donnerähnlichen Laut von sich gaben, begleitet mit Blitz und Rauch, flößten ihnen einen solchen Schrecken ein, daß sie anfangen, ihre neuen Gäste als Wesen von höherem Rang zu betrachten, und schlossen, daß sie Kinder der Sonne wären, welche herabgestiegen wären, um die Erde zu besuchen.

Die Europäer waren kaum weniger erstaunt über die Scene, die jetzt vor ihnen lag. Jedes Gras und jede Staude und jeder Baum war verschieden von denen, welche in Europa blühten. Der Boden schien reich zu sein, aber er trug wenige Zeichen des Anbaus. Das Klima, selbst für die Spanier, war warm, obschon äußerst angenehm. Die Einwohner erschienen in der einfachen Unschuld der Natur. Ihr schwarzes Haar, lang und ungelockt, hing auf ihre Schultern herab oder war in Zöpfen auf ihrem Kopf zusammengebunden. Sie hatten keine Bärte und ihr Leib war ganz glatt. Ihre Hautfarbe war von einer dunkeln Kupferfarbe, ihre Gesichtszüge sonderbar, eher als unangenehm, ihr Aussehen sanft und schüchtern. Obgleich nicht groß, waren sie gut gewachsen und stark. Ihr Gesicht und mehrere Theile des Körpers waren phantastisch mit hellen Farben bemalt. Sie waren zuerst scheu aus Furcht, aber bald wurden sie mit den Spaniern vertraut und empfingen von ihnen mit Freude Falkenschellen, Glasperlen oder anderen Tand. Als Vergeltung dafür gaben sie solche Vorräthe, wie sie sie gerade hatten, und Baumwollen-Garn, die einzige Waare von Werth, die sie hervorbringen (fabriziren) konnten.

Gegen Abend kehrte Columbus auf sein Schiff zurück, begleitet von vielen Insulanern in ihren Booten, welche sie „Canoes“ nannten, und obschon aus dem Stamm eines einzigen Baumes roh gefertigt, ruderten sie dieselben mit überraschender Geschicklichkeit.

So wurde bei der ersten Zusammenkunft zwischen den Einwohnern der alten und der neuen Welt Alles freundschaftlich und zu ihrer gegenseitigen Befriedigung geleitet. Die Erstern, aufgeklärt und ehrgeizig, machten sich schon große Gedanken in Bezug auf die Vortheile, welche sie von den Gegenden ziehen könnten, die sich ihrer Aussicht zu öffnen begannen. Die Letztern, einfach und unverständlich, hatten keine Voraussicht (Ahnung) von dem Unglück und der Verwüstung, welche ihrem Lande bevorstanden. Robertjon.

## 131.

**Columbus' erste Rückkehr nach Europa.**

Die Reise war glücklich bis zum 14. Februar, und er war beinahe 500 Seemeilen über den atlantischen Ocean vorgerückt, als der Wind anfang, sich zu erheben und mit wachsender Wuth zu wehen (blasen) fortfuhr, die in einem fürchterlichen Orkan endigte. Alles, was die nautische Geschicklichkeit und Erfahrung des Columbus ersinnen konnte, wurde angewendet, um die Schiffe zu retten. Aber es war unmöglich, der Heftigkeit des Sturmes zu widerstehen und da sie noch weit von jedem Land (entfernt) waren, so schien der Untergang unvermeidlich. Die Matrosen nahmen ihre Zuflucht zu Gebeten zum allmächtigen Gott, zur Anrufung der Heiligen, zu Gelübden und Zaubermitteln, zu Allem, was die Religion diktiert oder der Aberglaube dem erschrocken Menschengeiste eingibt. Da keine Aussicht auf Rettung erschien, überließen sie sich der Verzweiflung und erwarteten jeden Augenblick von den Wellen verschlungen zu werden.

Außer den Leidenschaften, welche den menschlichen Geist in solchen furchtbaren Lagen natürlich aufregen und erschrecken, wann der gewisse Tod in einer seiner schrecklichsten Gestalten vor ihm steht, hatte Columbus noch ganz eigenthümliche Gefühle des Kummers zu ertragen. Er fürchtete, daß alle Kunde von den erstaunlichen Entdeckungen, die er gemacht hatte, jetzt untergehen sollte; die Menschheit sollte jeder Wohlthat beraubt werden, die von dem



glücklichen Erfolg seiner Pläne hätte abgeleitet werden können, und sein eigener Name würde auf die Nachwelt übergehen, als der eines unbesonnenen, getäuschten Abenteurers, anstatt mit der Ehre überliefert zu werden, welche dem Urheber und Reiter der edelsten Unternehmung gebührt, die jemals unternommen worden war.

Diese Gedanken erlöschten jeden Sinn für seine eigene persönliche Gefahr. Weniger bekümmert um den Verlust des Lebens, als besorgt, das Andenken von dem zu bewahren, was er versucht und vollendet hatte, zog er sich in seine Kajüte zurück und schrieb auf Pergament einen kurzen Bericht über die Reise, die er gemacht hatte, über den Lauf, den er genommen, über die Lage und Reichthümer der Länder, die er entdeckt und über die Kolonie, die er dort gelassen hatte. Nachdem er dieses in ein Wachstuch eingewickelt hatte, welches er in einen Wachstuchen einschloß, legte er es in ein sorgfältig zugestopftes Fäßchen und warf es in das Meer, in der Hoffnung, daß irgend ein glücklicher Zufall ein für die Welt so wichtiges Deposit bewahren möchte. Zuletzt legte sich die Vorsehung in's Mittel, um ein Leben zu retten, das für andere Dienste aufbewahrt war. Der Wind legte sich, das Meer wurde ruhig und am Abend des 15. entdeckte Columbus und seine Gefährten Land. Sie fanden, daß es St. Marie, eine von den Azoren, war.

Robertson.

### 132.

#### Leben und Schriften Oliver Goldsmith's.

Oliver Goldsmith war aus Irland gebürtig und war am 29. November 1728 geboren. Zwei Dörfer machen auf die Ehre Anspruch, ihm die Geburt gegeben zu haben: Pallas, in der Grafschaft Longford und Elphin in der Grafschaft Roscommon. Das Erstere wird als der Ort genannt in der Grabchrift von Dr. Johnson, die auf seinem Denkmal in der Westminster-Abtei eingeschrieben ist, aber spätere Nachforschungen haben zu Gunsten Elphins entschieden.

Er war der zweite Sohn des hochwürdigen C. Goldsmith, eines Geistlichen der Landeskirche, aber ohne Vermögen. Er war ebenso

sehr wegen seiner literarischen Vorzüge, als wegen seines Wohlwollens ausgezeichnet. Seine Familie bestand aus 5 Söhnen und 2 Töchtern und von dieser kleinen Welt zu Hause, hat Goldsmith viele von seinen häuslichen Scenen, sowohl launige (komische) als rührende genommen (entlehnt). Seines Vaters Ramin lieferte viele der Familien-Scenen des Pfarrers von Wakefield, und man sagt, daß die gelehrte Einfachheit und die lebenswürdigen Eigenthümlichkeiten jenes würdigen Geistlichen glücklich in dem Charakter des Dr. Primrose geschildert sind.

Nachdem er in den Klassikern unterrichtet war, um ihn für die Universität zu befähigen, wurde Goldsmith am 11. Juni 1744, damals 15 Jahre alt, im Dreieinigkeits-Kollegium in Dublin aufgenommen und im Februar 1749 zu der Magisterwürde zugelassen. Nach verschiedenen Berathungen in Bezug auf seinen künftigen Lebensberuf wurde zuletzt beschlossen, daß er Medicin studiren sollte, und er ging also im Jahr 1752 nach Edinburg und studirte daselbst die Arzneikunde unter den Professoren jener Universität.

Nachdem er einige Vorlesungen besucht hatte, hielt man es für rathsam, daß er seine medicinischen Studien auf der Universität Leyden vollenden sollte, welches damals als eine große, medicinische Schule berühmt war; und da er durch seine wohlwollenden Gesinnungen in Schwierigkeiten verwickelt wurde, vermehrt durch eine Verpflichtung, eine bedeutende Summe für einen Mitstudenten zu bezahlen, so mußte er schleunigst Schottland verlassen. Im Anfang des Jahres 1754 kam er in Leith an, wo er auf die Klage eines Schneiders in Edinburg, dem er für seinen Freund Bürgschaft geleistet hatte, verhaftet (arretirt) wurde. Durch die guten Dienste des Herrn Lachlan Maclane und des Dr. Sleigh, der damals im Collegium war, wurde er aus den Händen des Amtmanns befreit und nahm seine Ueberfahrt auf einem holländischen Schiff nach Rotterdam, von wo er nach einem kurzen Aufenthalt nach Leyden ging.

## 133.

**Fortsetzung.**

Seine Reiselust, welche lange geruht hatte, wurde jetzt völlig erweckt; er besuchte einen großen Theil von Flandern und nachdem er einige Zeit in Straßburg und Löwen, wo er als Vaccalaureus der Medicin promovirte, passirt hatte, begleitete er einen englischen Herrn nach Bern und Genf. Er reiste während des größten Theils seiner Reise zu Fuß, indem er England mit sehr wenig Geld verlassen hatte. Da er fähig war, die Ermüdung zu ertragen und nicht leicht durch eine Gefahr erschreckt wurde, bekam er eine schwärmerische Lust, verschiedene Länder zu besuchen. Er besaß einige Kenntniß des Französischen und der Musik und spielte erträglich gut die deutsche Flöte, was aus einer Unterhaltung zeitweise das Mittel seines Unterhalts wurde. Seine Gelehrsamkeit verschaffte ihm eine gastfreie Aufnahme in den meisten religiösen Anstalten, und seine Musik machte ihn den Bauern Flanderns und anderer Gegenden Deutschlands willkommen. „So oft ich mich,“ sagte er, „gegen Einbruch der Nacht einem Bauernhause näherte, spielte ich eine meiner lustigsten Melodien, und das verschaffte mir nicht nur eine Nachtherberge, sondern auch meinen Unterhalt für den nächsten Tag; aber in Wahrheit muß ich gestehen, so oft ich versuchte, Leute von höherem Rang zu unterhalten, hielten sie immer mein Spiel für häßlich und gaben mir nie eine Anerkennung für meine Bemühungen, ihnen zu gefallen.“

Bei seiner Ankunft in Genf wurde er als Reisebegleiter einem jungen Mann empfohlen, dem eine bedeutende Summe Geldes von seinem Onkel, einem Pfandleiher bei Holborn, hinterlassen worden war. Während Goldsmith's Aufenthalt in der Schweiz bildete er fleißig seine poetischen Talente aus, von denen er Proben gegeben hatte, während er in dem Lyceum zu Edinburg war. Von hier schickte er die erste Skizze seines köstlichen Gedichtes „der Reisende“ an seinen Bruder, den Pfarrer in Irland, der mit einer liebenswürdigen Frau von einem Einkommen von 40 Pfund St. lebte.

Von Genf besuchte Goldsmith und sein Zögling das südliche Frankreich, wo der junge Mann, nach einer Mißthelligkeit mit seinem Lehrer, ihm den kleinen Theil seines Gehaltes bezahlte, welcher verfallen war, und sich in Marseille nach England einschiffte.

Unser Wanderer ward jetzt noch einmal in der weiten Welt gelassen. Er ging von hier zu Fuß fort und reiste auf diese Weise durch verschiedene Gegenden Frankreichs. Endlich setzte er seine Reise nach Italien fort, indem er Venedig, Verona, Florenz und andere berühmte Städte besuchte. In Padua, wo er sechs Monate blieb, soll er sein Doktorexamen gemacht haben. In Italien fand Goldsmith sein Talent zur Musik fast nutzlos, denn jeder Bauer war ein besserer Musiker als er, aber seine Geschicklichkeit im Disputiren diente noch seinem Zweck und die Klöster waren gleichmäßig gastlich. Endlich, nachdem seine Neugierde vollkommen befriedigt war, beschloß er, seine Schritte gegen seine Heimath zu lenken. Er kehrte durch Frankreich zurück, da es der kürzere Weg war und für einen Fußgänger größere Leichtigkeit gewährte. Er wurde wie früher beherbergt und bewirthet, manchmal in religiösen oder gelehrten Anstalten und manchmal in den Hütten der Bauern, und so mit Hilfe seiner Philosophie und seiner Flöte disputirte und flötete er seinen Weg heimwärts.

### 134.

#### Fortsetzung.

Er kam im Anfang des Winters 1756 in Dover an. Sein ganzer Kassenvorrath konnte die Kosten des gewöhnlichen Fuhrwerkes nicht bestreiten und weder Flöte, noch Logit konnten ihm zu einem Abendessen oder zu einem Bett verhelfen. Er brachte es jedoch dahin, London in Sicherheit zu erreichen, wo er, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, sich „ohne Freunde, Geld oder Unverschämtheit“ befand; auch war sein Geist mit den düstersten Besorgnissen erfüllt. Durch die gütige Empfehlung Dr. Radcliffe's, eines seiner Lehrer im Dreieinigkeits-Collegium, erlangte er eine

Stelle als Hilfslehrer an einer Kostschule oder Akademie. Aber einem Mann von seinem Temperament und von seinen Gewohnheiten war diese Beschäftigung besonders zuwider.

Wie lang er in dieser Stelle blieb, ist nicht bekannt, aber er verließ sie, um die eines Assistenten bei einem Chemiker (Apotheker) in der Nähe von Fish-street-hill zu übernehmen. Während er hier war, entdeckte er, daß sein alter Freund und Mitstudent Dr. Sleigh in London war, und er machte ihn bald ausfindig. Auf seinen Rath und freundliche Unterstützung fing Goldsmith als praktischer Arzt in Bankside, in Southwark an, von wo er nachher nach dem Temple zog. Seine Praxis war nicht sehr ergiebig; er mußte auch zu seiner Feder seine Zuflucht nehmen, und so, wie er sagt, „mit sehr wenig Praxis als Arzt und sehr wenig Ruf als Dichter half ich mir durch's Leben (brachte ich mich durch).“

Ein rascher Wechsel fand nun in seinen Verhältnissen statt, in Folge der erhöhten Theilnahme (Gunst) der Buchhändler. Der verstorbene Herr Newberry, welcher den Männern von literarischem Talent Ermuthigung gab, wurde sein Gönner und führte ihn als einen der Schriftsteller in den Public Ledger ein, in welchem sein „Weltbürger“ ursprünglich unter dem Titel „Chinesische Briefe“ erschien. Um diese Zeit schrieb er auch gelegentlich für das „Brittische Magazin“ und für die „Kritische Review,“ welche von Dr. Smollet redigirt wurden, aus welcher Verbindung Goldsmith wichtige Vortheile gezogen haben soll. Die edle Seele Smollet's machte ihn zum Freund jedes Schriftstellers, der in Noth war; und er interessirte sich warm für Goldsmith's Erfolg. Er empfahl ihn nicht nur der Gunst der hervorragendsten Buchhändler, sondern machte ihn auch mit den ersten literarischen Charakteren bekannt; aber der merkwürdigste in Hinsicht auf das Talent, dem er um diese Zeit vorgestellt wurde, war Dr. Johnson, mit welchem er sich jetzt regelmäßig verband, sei es aus Gleichartigkeit ihrer Gesinnungen oder ihrer Bestrebungen.

## 135.

**Fortsetzung.**

Er zog jetzt nach Wine Office Court in Fleetstreet, wo er eine feine Wohnung einnahm, Staatsbesuche empfing und manchmal seinen literarischen Freunden Unterhaltungen gab. Aber seine Unvorsichtigkeit und Freigebigkeit brachten bald Verlegenheit in seine Verhältnisse, ungeachtet der Summen, die er für seine Schriften erhielt, welche mehr als genügend hätten sein sollen, um ihn vor Schulden zu bewahren, und wir finden ihn in Verhaft für seinen Miethzins gerade, als er im Begriff war, seinen „Landpfarrer von Wakefield“ für die Presse zu vollenden. In dieser Verlegenheit schickte er nach seinem Freunde Johnson, welcher das Werk dem Herrn Newberry für 60 Pfund verkaufte und seine Wirthin bezahlte.

Dieser Preis war gewiß gering für ein Werk von solchem Werth, aber der Name des Verfassers war damals dem Publikum noch nicht wohlbekannt, und der Käufer nahm die ganze Gefahr auf sich, dadurch, daß er das Geld baar ausbezahlte. Erst nach der Veröffentlichung seines „Reisenden,“ welcher großen Erfolg hatte, wagte Herr Newberry, den Landpfarrer von Wakefield zu drucken, und er zog dann einen doppelten Vortheil, der aus dem innern Werth des Wertes und aus dem steigenden Ansehen seines Verfassers entstand.

Nach dem Verkauf dieses Romans arbeitete Goldsmith fleißig für Herrn Newberry. Er durchsah und verbesserte mehrere Veröffentlichungen unter andern „die Kunst der Poesie,“ ein „Leben von Beau-Nash“ und eine neue Ausgabe seiner eigenen Briefe, die er anfänglich dem Public Ledger geliefert hatte unter dem Titel „Weltbürger,“ ein Werk, welches Anspruch auf den Ruhm eines ausgezeichneten Verdienstes hat, und das noch (jetzt) unter den klassischen Erzeugnissen der brittischen Muse seinen Rang behauptet. Er gab auch zu seinem eigenen Vortheil eine Auswahl seiner flüchtigen Stücke in einem Band heraus unter dem Titel „Flugschriften.“ Goldsmith nahm um diese Zeit seine Wohnung in dem Temple, wo er nachher immer wohnte.

## 136.

**Fortsetzung.**

Unter der Zahl der literarischen Freunde, welche ihn da besuchten und mit welchen er sich jetzt verband, waren Burke, Fox, Johnson, Percy, Reynolds, Garrick, Colman, Roswell, Beauclerk, mit den Lords Nugent und Charlemont, mit denen er den berühmten literarischen Verein bildete, der um jene Zeit so bekannt war und in dem „Leben Johnson's“ so oft erwähnt wird. Er gab jetzt seine Geschichte von England in einer Reihe von „Briefen eines Edelmann's an seinen Sohn“ heraus. Dieses Werkchen wurde zuerst anonym veröffentlicht und wurde gewöhnlich dem Lord Littleton zugeschrieben, welcher damals einen gewissen Rang in der literarischen Welt wegen seiner leichten Eleganz der Sprache einnahm. Daß es wirklich das Erzeugniß Goldsmith's war, wurde bald nachher bekannt, und wenige Werke haben eine größere Verbreitung gehabt.

Der Ruhm, den er jetzt als Kritiker, Romanschreiber und Dichter erworben hatte, veranlaßte ihn, sein Talent im Drama zu versuchen und er brachte den „Gutmüthigen Mann“ auf das Covent-Garden-Theater. Dr. Johnson schrieb den Prolog; aber es wurde nach neun Vorstellungen zurückgezogen. Er veröffentlichte sodann eine Reihe von Geschichten zur Belehrung junger Leser; dieses waren seine „Geschichte von England“ in 4 Bänden; die „Geschichte von Rom“ in 2 Bänden und die „Geschichte von Griechenland“ in 2 Bänden. Für die „Geschichte von England“ erhielt er von seinem Buchhändler 500 Pf. St. Diese geschichtlichen Sammlungen besitzen alle die Leichtigkeit, Anmuth und Einfachheit; die dem allgemeinen Styl ihres Verfassers eigen sind, und sind wunderbar gut berechnet, junge Leser durch die Anmuth des Styles anzuziehen. Der Erfolg, den sie bei ihrem ersten Erscheinen fanden, hat noch nicht nachgelassen, und sie werden noch jetzt als die besten historischen Werke zum Gebrauch der Jugend angesehen.

Sein nächstes Werk war das Gedicht „das verlassene Dorf.“ Vor seiner Veröffentlichung gab ihm der Buchhändler, der das Manuscript erhandelt hatte, eine Hundertpfundnote. Als er dies bald nachher einigen seiner Freunde sagte, bemerkte einer von ihnen, daß es eine sehr große Summe für eine so kurze Arbeit wäre. „Wahrlich,“ sagte Goldsmith, „ich glaube es auch; es ist mehr als der ehrliche Mann geben kann oder als das Stück werth ist: Ich bin nicht ruhig gewesen, seit ich es empfangen habe, ich will daher zurückgehen und ihm seine Note zurückgeben.“ Dies that er wirklich und überließ es ganz dem Buchhändler, ihn nach dem Gewinn zu bezahlen, den der Verkauf des Stückes bringen würde, welcher jedoch sehr ansehnlich ausfiel.

### 137.

#### Fortsetzung.

Nicht entmutigt durch die kalte Aufnahme, die sein erstes Theaterstück gefunden hatte, beschloß er, ein zweites zu versuchen, und ungeachtet der Prophezeiungen eines gänzlichen Fehlschlagens fand sein Drama „Sie blickt sich um zu erobern“ oder „Mißverständnisse einer Nacht“ allgemeinen Beifall und hält sich jetzt noch auf der Bühne. Nur mit der größten Mühe konnte Colman, der Direktor des Covent-Garden-Theaters, dazu gebracht werden, daß er einwilligte, das Stück einstudiren zu lassen, so überzeugt war er, daß es durchfallen würde. Am ersten Abend der Aufführung kam Goldsmith erst gegen das Ende der Vorstellung in's Theater, nachdem er im St. James-Park herumgeschweift hatte, um über das wahrscheinliche Schicksal seines Stückes nachzufinnen, und selbst dann wurde er nur mit Mühe durch einen Freund bewogen, sich in das Theater zu begeben.

Er war kaum in den Durchgang eingetreten, der zur Bühne führt, als seine Ohren von einem Pfeifen beleidigt wurden. Die Angst und Aufregung des armen Verfassers war so groß, daß er zu dem Direktor lief und ausrief: „Was ist das? was ist das?“ „Bah!



Doktor," erwiderte Colman mit sarkastischem Tone, „erschrecken Sie nicht über einige Radeten, nachdem wir seit 2 Stunden auf einem Pulverfaß geessen haben.“ Goldsmith's Stolz wurde durch diese Bemerkung so gekränkt, daß die Freundschaft, welche vorher zwischen ihm und dem Direktor bestanden hatte, von dem Augenblick an gelöst war.

Er gab nachher „die Geschichte der Erde und der belebten Natur“ im Anfang des Jahres 1774 heraus, womit er ungefähr 4 Jahre beschäftigt gewesen war. Die zahlreichen Auflagen, durch die sie gegangen ist, beweisen, daß wenn auch kein tiefes, sie wenigstens ein unterhaltendes und nützliches Werk ist. Dieses beschloß endlich die literarischen Werke Goldsmith's. Während des Verlaufs dieser Unternehmung soll er von dem Verleger 850 Pf. St. an Honorar erhalten haben.

### 138.

#### Schluß.

Ungeachtet des großen Erfolgs seiner Erzeugnisse, von denen er aus einigen 1800 Pf. St. in einem Jahre einnahm, waren seine Verhältnisse nicht in einer gedeihlichen Lage, theils wegen seiner angeborenen Freigebigkeit und theils wegen der Gewohnheit des Spielens, von dessen Kunstgriffen er sehr wenig verstand, und so wurde er die Beute derer, welche aus seiner Einfalt Vortheil zogen. Vor seinem Tod veröffentlichte er den Prospektus eines Allgemeinen Wörterbuchs der Künste und Wissenschaften, und da seine literarischen Freunde Sir Josua Reynolds, Dr. Johnson, H. Beauchlerk, H. Garrick u. A. es übernommen hatten, ihm Artikel über verschiedene Gegenstände zu liefern, so hegte er die sanguinischsten Erwartungen davon. Die Unternehmung fand jedoch nicht diejenige Ermuthigung von Seiten der Buchhändler, welche er erwartet hatte, und er sah sich genöthigt, den Plan aufzugeben. Man glaubt, daß er thörichter Weise sich Erlösung aus seinen finanziellen Schwierigkeiten von diesem Plan versprochen hatte, und daß folglich sein Aerger

über die Enttäuschung um so schärfer gefühlt wurde. Er klagte oft über diesen Umstand bei seinen Freunden und es ist kein Zweifel, daß derselbe neben andern Verdrießlichkeiten dazu beitrug, die Krankheit zu verschlimmern, welche mit seiner Auflösung endigte.

Goldsmith war seit einigen Jahren verschiedene Male von einem heftigen Uebel befallen worden. Die Anfälle dieser Krankheit waren in letzter Zeit häufiger und heftiger geworden, und diese in Verbindung mit der Aengstlichkeit seines Geistes über seine zunehmenden Schulden verbitterten seine Tage und führten eine fast beständige Abgespanntheit herbei. In diesem unglücklichen Zustand wurde er von einem Nervenfieber befallen, welches mit seinem Tode endigte am 4. April 1774 im 45. Jahre seines Alters. Aus einigen Gründen, welche niemals aufgeklärt wurden, wurden seine Ueberreste heimlich in dem Temple-Kirchhof bestattet, nur von wenigen auserwählten Freunden begleitet. Kurze Zeit nachher jedoch wurde ihm durch Subscription ein Denkmal (or Monument) im Poet's Corner in der Westminster-Abtei zwischen denen von Gay und dem Herzog von Argyle errichtet, und man nimmt an, daß der Bildhauer eine große Aehnlichkeit unseres Autors zu Stande gebracht hat.

# STANDARD EDUCATIONAL WORKS.

<b>Borel.</b> Cours de Thèmes. 12mo.....	\$0 75
<b>Borel.</b> Grammaire Française. 12mo.....	1 60
<b>Delille.</b> Condensed French Instruction. 12mo.....	50
<b>Fisher.</b> Easy French Reading. With Vocabulary. 16mo.....	95
<b>Fleury.</b> Histoire de France. 12mo.....	1 40
<b>Fleury.</b> Ancient History. Translated, with Notes. 12mo.....	85
<b>Gasc.</b> French-English Dictionary. 8vo.....	3 75
— Do do 12mo. Pocket edition, \$1.40; 2 vols.	1 60
— Translator. (English into French).....	1 25
<b>Gibert.</b> Introductory French Manual. 12mo.....	85
<b>James'.</b> French Grammar. 12mo.....	1 25
<b>Lacombe.</b> Histoire du Peuple Française.....	75
<b>Le Jeu des Auteurs.</b> (Game of Authors) in a box.....	1 00
<b>Maistre (X. de).</b> Œuvres Complètes.....	1 40
<b>Maistre (X. de).</b> Voyage autour de ma Chambre. 12mo. Paper.....	40
<b>Musset.</b> Un Caprice Comédie. 12mo. Paper.....	30
<b>Otto.</b> French Conversation Grammar. 12mo. Roan, \$1.60; Key.....	75
— Böcher's French Reader. 12mo. Roan.....	1 40
— First Book in French. 16mo. Boards.....	40
— Introductory French Lessons.....	1 25
— Introductory French Reader. 12mo. Boards.....	1 00
<b>Parlez-vous Français? or, Do You Speak French?</b> 18mo. Boards.....	50
<b>Plays.</b> <i>College Series of Modern French Plays.</i> With English Notes by Prof. Böcher. 12mo. Paper. La Joie Fait Peur, 30 cents; La Bataille des Dames, 35 cents; La Maison de Penarvan, 35 cents; La Poudre aux Yeux, 35 cents; Les Petits Oiseaux, 35 cents; Mademoiselle de la Seiglière, 35 cents; Le Roman d'un Jeune Homme Pauvre, 35 cents; Les Doigts de Fée, 35 cents; Jean Baudry, 35 cents. The foregoing in two volumes. 12mo. Cloth. Each vol.....	1 60
<b>Modern French Comedies.</b> Le Village, 25 cents; La Cagnotte, 35 cents; Les Femmes qui pleurent, 25 cents; Les Petites Misères de la Vie Humaine, 25 cents; La Niais de St. Flour, 25 cents; Trois Proverbes, 30 cents; Valerie, 30 cents; Le Collier de Perles, 30 cents. The three last named have vocabularies.	
<b>French Plays for Children.</b> With Vocabularies. 12mo. Paper. La Vieille Cousine; Les Ricochets, 25 cents; Le Testament de Madame Patual; La Mademoiselle de St. Cyr, 25 cents; La Petite Manian; Le Bracelet, 25 cents; La Loterie de Francfort; Jeune Savante, 25 cents.	
<b>Students' Collection of Classic French Plays.</b> 12mo. Paper. With full Notes, by Prof. E. S. Joynce. <i>Corneille.</i> Le Cid, 50 cents. <i>Racine.</i> Athalie, 50 cents. <i>Molière.</i> Le Misanthrope, 50 cents. The foregoing in one vol. 12mo. Cloth.....	1 50
<b>Pyldot's</b> Beginning French. 16mo. Boards.....	55
— Beginner's French Reader. With illustrations. 16mo. Boards.....	55
— Second French Reader. With illustrations.....	1 10
— La Littérature Française Classique 12mo.....	1 60
— La Littérature Française Contemporaine. 12mo.....	1 40
— Gouttes de Rosée. French Lyric Poetry. 18mo.....	65
— Mère L'Oie. Illustrated. 8vo. Boards.....	50
<b>Riordan.</b> Lucie. French and English Conversations. 12mo.....	75
<b>Sadler.</b> Translating English into French. 12mo.....	1 25
<b>Sauveur.</b> Introduction to Teaching. 12mo. Paper.....	25
— Entretiens sur la Grammaire. 12mo.....	1 75
— Causeries avec mes Elèves. 12mo. Illustrated.....	1 50

## STANDARD EDUCATIONAL WORKS.

Sauveur. Petites Causeries. 12mo.....	\$1 25
— Causeries avec les Enfants. 12mo.....	1 25
— Fables de la Fontaine. 12mo.....	1 50
Witcomb and Follenger. French Conversation. 18mo.....	65
Zender. Abécédaire. French and English Primer. 12mo. Boards.....	50

## GERMAN.

 *The prices are for paper covers, unless otherwise expressed.*

Andersen. Bilderbuch ohne Bilder. With Notes. 12mo.....	\$0 30
— Die Eisjungfrau, etc. With Notes. 12mo.....	50
Oarove. Das Maerchen ohne Ende.....	25
Evans. Otto's German Reader. Half roan.....	1 35
— Deutsche Literaturgeschichte. 12mo. Cloth.....	1 40
Eichendorff. Aus dem Leben eines Taugenichts. 12mo.....	50
Elz. Three German Comedies. 12mo.....	35
Fonque. Undine. With Vocabulary. 12mo.....	40
Goethe. Egmont. With Notes.....	50
— Herrman und Dorothea. With Notes. 12mo.....	35
Grimm. Venus von Milo; Raphael und Michael Angelo. 12mo.....	50
Heness. Der Leitfaden. 12mo. Cloth.....	1 50
— Der Sprechlehrer unter seinen Schülern.....	1 35
Heyse. Anfang und Ende. 12mo.....	30
— Die Einsamen. 12mo.....	1 25
Keetels. Oral Method with German. 12mo. Half roan.....	1 60
Koerner. Zriny. With Notes.....	60
Klemm. Lese und Sprachbuecher. In 8 concentrischen Kreisen. 12mo.....	1 50
— Geschichte der Deutschen Literatur.....	95
Krauss. Introductory German Grammar. 12mo. Cloth.....	50
Lessing. Minna von Barnhelm. In English, with German Notes. 12mo..	40
— Emilia Galotti. 12mo.....	35
Lodeman. German Conversation Tables. 12mo. Boards.....	30
Mügge. Riikan Voss. 12mo.....	30
— Signa die Seterin. 12mo.....	60
Nathusius. Tagebuch eines Armen Frauleins. 12mo.....	75
Otto. German Grammar. 12mo. Roan, \$1.60; Key.....	35
— Evans' German Reader. With Notes and Vocab. 12mo. Roan.....	95
— First Book in German. 12mo. Boards.....	1 20
— Introductory Lessons; or, Beginning German. 12mo. Cloth.....	1 00
— Introductory Reader. With Notes and Vocabulary. 12mo. Cloth.....	25
— Translating English into German.....	30
Prinzessin Ilse. With Notes. 12mo.....	30
Putlitz. Was sich der Wald Erzählt. 12mo.....	30
— Badekuren. With Notes. 12mo.....	30
— Das Herz Vergessen. With Notes. 12mo.....	25
— Vergissmännicht. With Notes. 12mo.....	50
Schiller. Jungfrau von Orleans. With Notes. 12mo.....	40
— Wallenstein's Lager. With Notes. 12mo.....	50
— Die Piccolomini. With Notes. 12mo.....	50
— Wallenstein's Tod. With Notes. 12mo.....	1 50
— Wallenstein. Complete. 12mo. Cloth.....	50
— Der Neffe als Onkel. With Notes and Vocabulary.....	1 40
Simonson. German Ballad Book. With Notes. 12mo. Cloth.....	

## STANDARD EDUCATIONAL WORKS.

<b>Sprechen Sie Deutsch?</b> or, <b>Do You Speak German?</b> 18mo. Boards. . .	\$0 50
<b>Stern.</b> Studien und Plaudereien. . . . .	1 35
<b>Storme.</b> Easy German Reading. 16mo. Cloth. . . . .	95
— Immensee. With Notes. 12mo. . . . .	25
<b>Tieck.</b> Die Elfen. Das Rothkaepchen. With Notes. 12mo. . . . .	35
<b>Whitney.</b> Prof. W. D. German Grammar. 12mo. Roan. . . . .	1 50
— German Reader. 12mo. Roan. . . . .	1 80
— German-English and English-German Dictionary. 12mo. Cloth. . . . .	3 50
— The same in 2 vols. Fine edition. . . . .	5 50
— German Texts :—Annotated by leading instructors and edited by Prof. W. D. Whitney. 12mo. Cloth. I. Lessing's Minna von Barnhelm, 95 cts.—II. Schiller's Wilhelm Tell, \$1.15—III. Goethe's Faust, \$1.20—IV. Goethe's Iphigenie auf Tauris, 95 cts.—V. Schiller's Maria Stuart.	
<b>Wilhelm.</b> Einer muss heirathen, and Benedix, Eigensinn. 12mo. . . . .	30
<b>Witcomb and Otto's</b> German Conversations. By L. Pylotet. 18mo. Cloth	65

### LATIN.

<b>Ammen.</b> Beginner's Latin Grammar. 12mo. Cloth. . . . .	\$ 75
<b>Sauveur.</b> Introduction to the Teaching of Ancient Languages, 25 cts. ; The Vade Mecum of the Latinist, 25 cts. ; Talks with Cæsar de Bello Gallico. . . . .	1 50
<b>Wiley.</b> The Ordo Series of Classics. 12mo. Cæsar's Gallic War, \$1.20 ; Cicero's Select Orations, \$1.40 ; Virgil's Æneid. . . . .	1 60

### ITALIAN.

<b>Quore.</b> Italian Grammar. 12mo. Roan \$1.50 ; Key. . . . .	\$ 75
<b>Ongaro.</b> La Rosa Dell' Alpi. With Notes. 12mo. Paper. . . . .	75
<b>James and Grassl.</b> Italian-English Dictionary. 8vo. Half roan. . . . .	2 00
<b>Montague.</b> Italian Grammar. 12mo. . . . .	1 25
<b>Nota (Alberto).</b> La Fiera With Notes. 12mo. Paper. . . . .	75
<b>Parlate Italiano?</b> or, <b>Do You Speak Italian?</b> 16mo. Boards. . . . .	50
<b>Pellico.</b> Francesca da Rimini. 12mo. Paper. . . . .	75

### SPANISH AND PORTUGUESE.

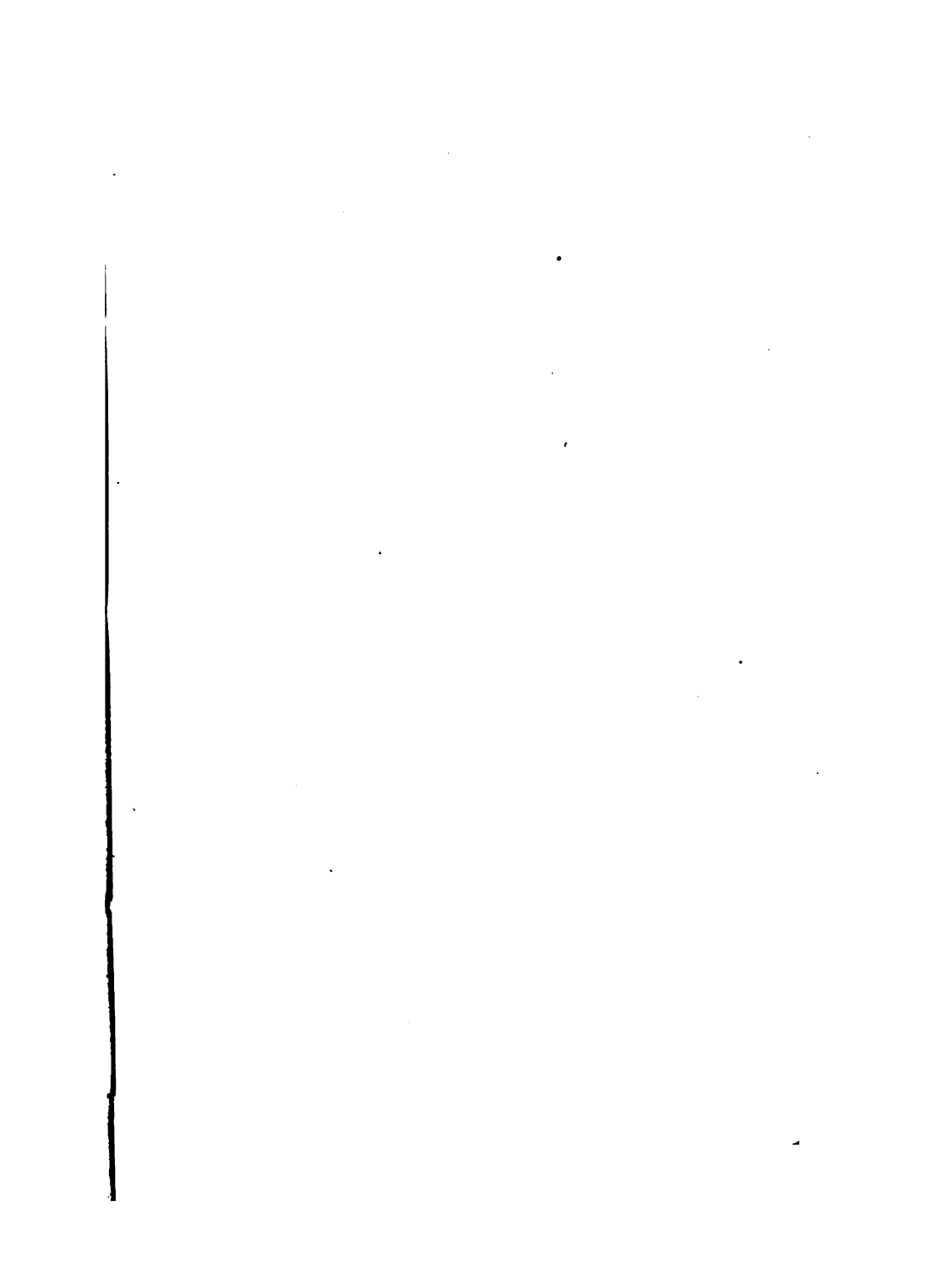
<b>Caballero.</b> La Familia de Alvareda. 12mo. Paper. . . . .	\$ 95
<b>Habla Vd. Español?</b> or, <b>Do You Speak Spanish?</b> 16mo. Boards. . . . .	50
<b>Habla Vd. Ingles?</b> or, <b>Do You Speak English?</b> 18mo. Boards. . . . .	50
<b>Lope de Vega y Calderon.</b> Obras Maestras. 12mo. Cloth. . . . .	1 90
<b>Montague.</b> Spanish Grammar. 12mo. . . . .	1 25
<b>Spanish Hive?</b> or, <b>Select Pieces from Spanish Authors.</b> 16mo. Cloth. . . . .	1 25
<b>Fallais Portuguez?</b> or, <b>Do You Speak Portuguese?</b> 16mo. Boards. . . . .	50
<b>Fallais Ingles?</b> or, <b>Do You Speak English?</b> 12mo. Boards. . . . .	50

### HEBREW.

<b>Deutsch.</b> Hebrew Grammar. 8vo. Cloth. . . . .	\$2 50
— Key to the Pentateuch. 3 parts (1 now published). Per part. . . . .	1 50
<b>Fuerst.</b> Hebrew and Chaldee Lexicon. 8vo. Half morocco . . . . .	9 00

 *Send for a Descriptive Catalogue.*

HENRY HOLT & CO., PUBLISHERS, NEW YORK.



To avoid fine, this book should be returned on  
or before the date last stamped below

50M-9.40

--	--	--

Otto, E.  
Exercises for translating English into German  
633703

LIBRARY, SCHOOL OF EDUCATION  
000702

633703



